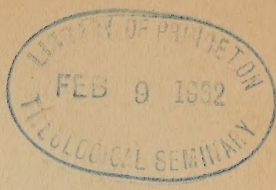
B23
.P56
Ser. 2
v. 10



Philosophische Vorträge N.F. 10

Der

Satz vom Widerspruch.

Von

Dr. **Adolf Lasson,**
Professor an der Universität Berlin,

nebst der dabei stattgehabten Diskussion.

Halle a/d. S.
C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).
1885.

Der Satz vom Widerspruch.

Vortrag

gehalten in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin
am 28. April 1883

von

Adolf Lasson.

Den Satz vom Widerspruch sollen die folgenden Ausführungen behandeln, nicht als ob die Absicht sein könnte, die zahllosen Fragen, die sich an den Gegenstand knüpfen, in der kurzen hier zu Gebote stehenden Zeit zu erschöpfen, oder die unendlichen Schwierigkeiten, die bis in die letzten Principien des Erkennens hineinreichen, mit einem Schlage zu erledigen, sondern nur um von bestimmten Gesichtspunkten aus eine Anregung zu geben für eine Discussion, die unseren Bestrebungen und der Verständigung unter uns und ein klein wenig auch der Sache förderlich sei. Ich bin mir wohl bewusst, wie misslich es ist, einen einzelnen Punkt aus dem Ganzen eines Systemes der Logik und — wie man heute sagt — der Erkenntnistheorie, die doch von selber zur Metaphysik wird, herauszuheben, der nur in dem innigsten Zusammenhang mit den übrigen grundlegenden Principien seine rechte Würdigung finden kann. Aber es wird die Hoffnung gestattet sein, dass, wenn meinen Ausführungen notwendig etwas Aphoristisches ankleben muss, dieser Uebelstand sich einigermassen durch die Andeutung der Principien wird ausgleichen lassen; andererseits scheint es keine unerfüllbare Zumutung an meine verehrten Zuhörer, dass sie die Grundlagen und Zwischenglieder des Gedankenganges, die hier nicht eingehender erörtert werden können, durch Divination selbstthätig ergänzen möchten. Mir genügt es, über ein Problem, das in unseren Verhandlungen an dieser Stelle so oft gelegentlich gestreift worden ist, Ihre nicht bloss gelegentlichen Aeusserungen dadurch hervorzulocken, dass ich mit einem ausdrücklichen Lösungsversuche in bestimmterer Fassung vorangehe. Von Ihnen aber bin ich gewiss, dass ich Sie um eine nachsichtige Aufnahme dessen, was ich Ihnen ganz an-

spruchslos und unmassgeblich darbiete, nicht vergebens gebeten haben werde. Der Gang, den ich in diesen aphoristischen Darlegungen innehalte, wird kein strenger sein können; mehr das Bedürfnis des Augenblicks als das Gesetz der Sache wird ihn vorzuzeichnen haben. Ich werde versuchen, mich so eng wie möglich an die geläufige Vorstellungsweise zu halten; andererseits werde ich von jeder polemischen Bezugnahme oder Auseinandersetzung litterargeschichtlicher Art Abstand nehmen, um Zeit zu sparen; worauf ich implicite mich beziehe, wird wohl jedesmal von selber klar sein.

1. Zunächst scheint es nötig, möglichst von Zugestandenem auszugehen oder doch von solchem, was Gegenstand des Streites nicht wohl werden kann. Als solches Zugestandenes betrachte ich den Satz, dass von einem Widerspruch nur da die Rede sein kann, wo zwei Urteile gegeben sind. Wollte jemand behaupten, es gebe einen Widerspruch auch in den Begriffen oder in einem einzigen Urteil, so würde zu erwidern sein, dass der Widerspruch auch hier nur dadurch entstehen kann, dass in dem Begriffe oder dem Urteil implicite zwei Aussagen als enthalten gedacht werden. Wollte jemand dennoch darauf bestehen, dass Begriffe als solche widerspruchsvoll sein, oder ein Prädicat einem Subject widersprechen könne, so müssten wir uns für jetzt darauf beschränken zu antworten, dass wir von solchem Widerspruch nicht sprechen, sondern nur von dem, der zwischen zwei Urteilen besteht.

Damit zwischen zwei Urteilen ein Widerspruch vorhanden sei, — auch das betrachten wir als zugestanden, — ist erforderlich, dass beide Urteile eine Prädicierung von demselben Gegenstande enthalten, und zwar so, dass von dem Gegenstande in dem einen Urteile genau dasselbe bejaht wird was in dem anderen Urteile von eben demselben Gegenstande verneint wird. Zwei solche Urteile heissen contradictorisch. Gewöhnlich nun drückt man den Satz vom Widerspruche so aus: Zwei contradictorische Urteile können nicht beide wahr sein. Das möchte aber den Sachverhalt kaum erschöpfend decken. Wenn von zwei contradictorischen Urteilen das eine schon ganz ausgemacht und gesichert ist, dann gilt allerdings der Satz, dass das andere nur falsch sein kann. Wenn aber jemand seine Erkenntnis des Gegenstandes in zwei contradictorischen Urteilen ausdrücken will, — und das ist der zunächst den Logiker interessierende Fall, — so muss man ihm mit dem Satze vom Widerspruch so begegnen, dass man sagt: Zwei contradictorische Urteile heben sich gegenseitig auf, so dass vielmehr da, wo man die Erkenntnis des Gegenstandes in zwei contradictorischen Urteilen auszusprechen versucht, gar nicht geurteilt worden ist. Da nun alle Erkenntnis sich in Urteilen ausdrückt, so beweist solch contradictorisches Urteilen, dass der Versuch des Erkennens völlig gescheitert ist. Wo zwei contradictorische Urteile

ausgesprochen werden mit dem Anspruch der Geltung für beide, da sind wir so klug wie zuvor; es liegt weder Wahrheit noch Irrtum vor, sondern vielmehr ein ganz nichtiges Thun ohne jeden Ertrag. Auf irgend welchen Ertrag aber an bestimmter Erkenntnis, die sich in bestimmten Urteilen ausdrückt, geht jedes Denken. Wenn sich daher jemand bei contradictorischen Urteilen beruhigt, als wäre nun die Sache in Ordnung, so kann man das nur als ein ganz unvernünftiges Verhalten bezeichnen.

Diese Ueberzeugung, dass zwei contradictorische Urteile sich gegenseitig aufheben, ist nicht weiter auf dahinter liegende Gründe zurückzuführen; sie ist mit der Bedeutung des Urteilsactes wie mit dem gegenseitigen Verhältnis von Position und Negation von selbst gegeben. Urteilen heisst, über einen Gegenstand eine feste Bestimmung abgeben, die gelten soll; diese Bestimmung kann in doppelter Weise abgegeben werden, bejahend oder verneinend, eine Bestimmung am Gegenstande setzend oder aufhebend. Positives und negatives Urteil sind in strengem Sinne nicht zwei Arten des Urteils, sondern zwei Arten des Urteilens, die sich gegenseitig fordern und einschliessen. Man kann nicht eine Bestimmung setzen, ohne andere aufzuheben, und nicht eine Bestimmung aufheben, ohne andere zu setzen. Das positive Urteil ist ebensosehr auch negativ und das negative ebensosehr auch positiv; der Unterschied ist ein oberflächlicher, ein Unterschied nicht des Wesens, sondern der Beziehung. Man kann denselben Gedanken ebensowohl negativ als positiv ausdrücken, nicht etwa bloss weil die zufälligen Ausdrucksformen unserer Sprache sich dazu hergeben, sondern vermöge der inneren Natur des Denkens selber. Die positive und negative Form des Urteilsactes hat nur den wesentlichen Unterschied, dass das positive Urteil das ursprüngliche, das negative Urteil durch das positive vermittelt ist, dass, damit das negative Urteil einen Sinn habe, ein entsprechendes positives Urteil vorangegangen sein oder als vorangegangen gedacht werden muss, welches durch jenes aufgehoben werden soll. Das Urteil: Der Geist ist nicht sechseckig, hat nur sofern einen Sinn, als das Urteil: Der Geist ist sechseckig, als möglich oder wirklich vorgestellt wird. Gleichwohl wird nicht bloss durch das negative Urteil ein positives aufgehoben, sondern auch das positive Urteil hat diese aufhebende Kraft in Bezug auf eine Vielheit von Urteilen. Die Position erweist sich selber wieder als Negation, nämlich zunächst als Negation anderer Positionen, sodann aber auch als Negation ihrer Negation, doppelte Verneinung, und das wird schon unmittelbar in ihr als solcher mitgesetzt. Die Rose ist rot, heisst: sie ist nicht grün, nicht blau u. s. w., und: es gilt nicht, dass sie nicht rot ist. Die Rose ist nicht grün, heisst: sie hat nicht die grüne, sondern eine andere Farbe. Denn keine Negation geht ins völlig Unbestimmte, jede bezieht sich auf eine bestimmte Position, und wer die Negation anders gebrauchen wollte, würde

sie nicht wie ein vernünftiger Mensch gebrauchen. Es ergiebt sich also: wer irgend urteilt, ganz gleich ob er bejahend oder verneinend urteilt, der hebt ein contradictorisch entgegengesetzes Urteil auf; sofern er ein solches nicht aufhöbe, würde er auch nicht urteilen und nur die Grimasse des Urteilens machen. Deshalb gilt auch der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, die andere Form des Satzes vom Widerspruch: Zwei contradictorische Urteile können nicht beide falsch sein; eines von beiden ist notwendig wahr; es giebt kein Drittes zwischen Position und Negation. Dies alles ist so gewiss, so unmittelbar gegeben, so unausweichlich, dass wir, indem wir den Satz erklären wollen, uns immer nur auf den Satz selber berufen können und auf die einleuchtende Kraft, die er für jedes gesunde Denken mit sich führt. Jede Erläuterung des Satzes muss sich notwendig im Zirkel drehen, weil es nichts giebt, was noch gewisser wäre, und zugleich weil der Satz im Denken allgegenwärtig ist und sich auch nicht die kleinste Denkoperation vornehmen lässt, ohne dass der Satz zur Anwendung käme.

Wir erklären aber weiter: Wer da denkt, der will durch das Denken zur Erkenntnis des Objektes gelangen und macht damit die selbstverständliche Voraussetzung, dass das Objekt in den vom Denken unabtrennbaren Formen auch erkannt werden könne. Es ist widersinnig zu sagen, man denke ohne alle Hoffnung, durch Denken etwas zu erkennen, und eben deshalb ist es auch widersinnig zu sagen, die Formen des Objekts und die Formen des Denkens wären verschieden bis zur Unausgleichbarkeit. Der Denkende muss als solcher das Vertrauen haben, dass er durch wirkliches, strenges, allgemeingültiges Denken die Erkenntnis des Objektes notwendig und sicher erreichen werde. Es bleibt freilich die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Objekt des Denkens und dem Gegenstande der Wahrnehmung, der Anschauung und Vorstellung, die Frage, ob sie gleich wahrhaft seien oder welches von ihnen, da sie doch offenbar verschieden sind, das wahrhaft Seiende, welches das bloss Scheinbare sei, oder welches den höheren Grad wahrhaften Seins besitze. Nun mag der unbefangene Mensch ohne kunstmässige Ausbildung des Denkens das Ding, wie es sich seiner sinnlichen Wahrnehmung darstellt und er es unmittelbar in seinem Bewusstsein vorfindet, für das Allergewisseste halten und er mag von der Vorstellung nicht loskommen, dass in solcher Dinglichkeit die höchste Wahrheit liege. Demjenigen jedenfalls, der kritisch auf sein Denken reflectieren gelernt hat, muss es klar geworden sein, dass einerseits die Wahrheit nur durch das Denken gefunden, ausgemacht und bewiesen werden kann, und dass andererseits ein in strenger Form vorschreitendes Denken gar nicht umhin kann, sich der Wahrheit zu bemächtigen. Der kritische Denker also weiss, dass das Objekt des Denkens das wahrhaft Seiende und alles andere, insbesondere das Ding und die Form der Dinglichkeit, zunächst nur problematisch ist, aber offen-

bar als unwahrer, täuschender Schein sich erweist, wo es sich vor dem Denken über seine Gültigkeit auszuweisen nicht vermag. Sehen wir also von solcher Dinglichkeit zunächst noch ab, so ergiebt sich für das Objekt des Denkens mindestens dies, dass es, weil es die Eigenschaft haben muss, in den Formen des Denkens erkennbar zu sein, die feste ausschliessende Bestimmtheit notwendig selbst zu erlangen vermag, die ihm das Denken im Urteilsakte beilegt. Das Objekt kann vermittelst zweier contradictorischer Urteile nicht gedacht oder erkannt werden, weil es nicht die Bestimmung und dann auch wieder das contradictorische Gegenteil dieser Bestimmung als seiende an sich tragen kann. Das Objekt des Denkens ist durchweg bestimmt, so dass es das contradictorische Gegenteil seiner Bestimmtheit von sich ausschliesst. Wenn wir bejahend verneinen, verneinend bejahen, so ist dieser im Denken notwendige Vorgang ebensowohl auch die eigene Bestimmtheit des Objekts, welches unter der Form der Positiou und Negation nur deshalb gedacht, beurteilt und erkannt wird, weil diese Position und Negation seine eigene Form und Beschaffenheit ist. Ein Objekt mithin, welches nicht ausschliessend bestimmt wäre, sondern welches contradictorische Bestimmtheiten an sich trüge, wäre überhaupt kein Objekt; es wäre nicht etwa bloss irrtümlich oder bloss scheinbar, sondern es wäre überhaupt nichts und entbehrte ebenso der Möglichkeit des Seins wie der des Gedachtwerdens. Der Satz: Contradictorische Urteile heben sich gegenseitig auf und ergeben ein Nichts des Denkens, enthält also zugleich den Satz: Contradictorische Bestimmtheiten am Objekt heben sich gegenseitig auf und ergeben ein Nichts des Seins. Das Seiende enthält, wenn es die eine Bestimmtheit enthält, niemals auch die contradictorisch entgegengesetzte Bestimmtheit.

2. Hier nun treffen wir auf das Band, das den Satz vom Widerspruch mit dem Satze von der Identität verbindet. Wie der Satz vom Widerspruche der Lehre vom Urteil, so gehört der Satz von der Identität der Lehre vom Begriffe an. Während aber der Begriff dem Urteile gegenüber das Ursprünglichere ist, so ist der Satz vom Widerspruch mit dem Satze von der Identität von gleicher Ursprünglichkeit; er lässt sich weder auf ihn zurückführen, noch mit ihm verschmelzen. Sie sind zwei gegeneinander selbstständige Sätze, freilich zugleich so, dass sie einander fordern und sich wechselseitig ergänzen.

Als Urteil ausgesprochen etwa in der Form „A ist A", wäre der Satz von der Identität augenscheinlich falsch; denn das A als Subjekt des Urteils wäre schon durch diese Beziehung von dem A, welches Prädicat des Urteils ist, verschieden und nicht mit ihm identisch. In dieser Form wird denn auch thatsächlich nicht geurteilt; ein solches Urteil wie: Ein Löwe ist ein Löwe, ist immer

nur die rhetorische Form für ein Urteil etwa des Sinnes: die constitutiven oder wesentlichen Bestimmungen, die dem Subjekt zukommen, erweisen sich als richtig auch in jedem besonderen Falle. Das mathematische Urteil: a = a, aber ist kein Urteil der Identität, sondern der Vergleichung; es vergleicht eine Grösse mit ihr selber und findet die Grösse unverändert, solange keine Operation mit ihr vorgenommen worden ist. Der Satz von der Identität dagegen sagt vielmehr dies aus, dass das Denken mit Begriffen operiert, die in den wechselnden durch das Denken gesetzten Beziehungen mit sich identisch bleiben. Die Begriffe gleiten nicht; sie werden in dauerndem Bestande im Denken festgehalten, und auf andere Weise könnte kein Denken stattfinden. Der Begriff hat freilich innere Unterschiede in sich, die er zur Einheit zusammenhält; er ist nach aussen gegen andere Begriffe unterschieden: aber eben in diesen Unterschieden und durch diese Unterschiede ist der Begriff mit sich identisch. Denn eben diese Unterschiede bleiben, es bleibt die feste Begrenzung und Bestimmtheit, und ohne diese ist der Begriff kein Begriff und das Denken kein Denken. Bestimmt unterschiedene und abgegrenzte Bestimmtheiten, durch innerliche Kräfte zusammengehalten, bilden eine beharrende Gruppe, einen bleibenden Begriff, und indem das Denken in seinen Operationen fortschreitet, hält es diesen bestimmten Begriff fest. Im Denken und darum auch im Objekt des Denkens ist überall Grenze und feste Bestimmtheit, und darum ist das Continuierliche ausgeschlossen. Das Continuierliche, das sich stetig verändert, wobei die feste Grenze fehlt und jede Bestimmtheit, eben gesetzt, auch gleich wieder aufgehoben ist, ist das Begrifflose, das Undenkbare, Unsagbare. Das Continuierliche im Objekt wäre das Chaos; das Chaos aber kann nicht sein, kann weder in Vergangenheit, noch in Gegenwart oder Zukunft sein, weil es nicht gedacht werden kann. Denkbar und erkennbar ist nur, was in sich bestimmt, von anderem unterschieden, in dieser Bestimmtheit und Unterschiedenheit fest und bleibend ist. Das ist der Sinn des Satzes von der Identität. Aufs engste mit ihm verbunden und nur ein anderer Ausdruck für ihn ist der Satz der allseitigen Unterschiedenheit der vielen Seienden, das sogenannte principium identitatis indiscernibilium. Die vielen Seienden als durchgängig bestimmt sind auch gegeneinander durchgängig abgegrenzt, an sich unterschieden und dem Denken durch bestimmte Merkmale unterscheidbar. Was nicht von jedem anderen unterschieden wäre, hätte auch kein eigenes Sein; das Ununterscheidbare ist identisch, und eine Vielheit von bloss numerisch Unterschiedenen kann es nicht geben, auch nicht etwa als die Vielheit letzter Elemente, durch deren wechselnde Verhältnisse sich alle Vielheit der Verschiedenen erst ergeben sollte.

Sobald man vom Begriffe zum Urteil fortschreitet, so kommt

zum Satze von der Identität der Satz vom Widerspruche hinzu. Die Welt der Begriffe hat an sich ein Element lebloser Starrheit; das Denken aber ist lebendige Bewegung. Wohl gruppieren sich die Begriffe nach einer Art von inneren Affinitäten zu einer Unendlichkeit von immer neuen Verbindungen; aber jedesmal ist das Ende dieses Processes die starre Ruhe der Identität. Diese Starrheit löst sich erst in dem freien Spiel des Urteils, welches die stetig wechselnden Beziehungen zwischen den Begriffen ins Auge fasst. Wie dem Begriff das ruhende, mit sich identische Sein, so entspricht dem Urteil der unendliche Fluss des Werdens: Entstehen und Vergehen, Bewegung und Veränderung. Zu den bleibenden Begriffen treten im Urteil ihre wechselnden Determinationen, zum Constitutiven und Wesentlichen das Zufällige und Vorübergehende. Im Flusse des Werdens nimmt das Subjekt andere und immer wieder andere Bestimmungen an: sie kommen ihm nicht schlechthin von aussen, — denn für jede Art von Objekten giebt es nur einen engeren oder weiteren Kreis von möglichen Determinationen, deren Möglichkeit in den Objekten selbst keimartig umschlossen ist, — aber doch nur auf Grund äusserer Beziehungen erwachsen sie ihm von innen; und dieser Wechsel der Bestimmungen findet im Urteil seinen Ausdruck. Und selbst, wennes sich nicht um die mehr oder minder zufälligen, flüchtigen und vergänglichen Bestimmungen des Objektes handelt, so ist das Verhältnis im Urteilen dies, dass in dem lebendigen Process des Denkens je nach dem gegebenen Bedürfnis und dem Stadium des Denkprocesses von den bleibenden Bestimmungen des Objekts, den constitutiven oder den daraus abgeleiteten wesentlichen Merkmalen, die eine oder die andere herausgehoben und von dem Objekt ausdrücklich ausgesagt wird. So ist das Urteilen ein immer reges Determinieren des Objekts. Der Substanz werden ihre Accidenzen, dem Wesen seine Erscheinungsformen, dem Allgemeinen seine Besonderungen als Prädicate beigelegt. Das Prädicat des Urteils ist immer eine Einschränkung der vielen in dem Subjekte des Urteils gegebenen Möglichkeiten. Nur wenn man in der Täuschung befangen ist, das grammatische Subjekt des Satzes auch für das logische Subjekt des Urteils zu nehmen, kann man in den Irrtum geraten, als ob das Prädicat dem Subjekt gegenüber die grössere Allgemeinheit, den weiteren Umfang besässe; der Schein löst sich auf, sobald man auf das wahre logische Subjekt zurückgeht. In dem Urteil: „Die Rose ist rot", ist das logische Subjekt nicht „die Rose", sondern die Farbe der Rose, und in dem Urteil: „Es friert", ist das logische Subjekt nicht „es", sondern der Temperaturzustand der Atmosphäre. Freilich kann im Zusammenhange des Denkens und der Rede die gleiche Satzform den allerverschiedensten Denkinhalt haben, und nur in diesem Zusammenhange ist der eigentliche logische Sinn eines Satzes fassbar. Mit der beliebten allgemeinen Form des Urteils: S ist P, lässt sich für

den Logiker sogut wie gar nichts anfangen. Es kann z. B. das wahre Subjekt in jenen Urteilen auch sein: die Gesichtswahrnehmung oder die Temperaturempfindung jemandes, oder es kann auch noch ganz anderes das wahre Subjekt sein; darüber entscheidet einzig der Zusammenhang der Gedanken und die Eigenart der zum Urteil verbundenen Begriffe. Jedenfalls aber geschieht das Urteilen in der Form der Determination von Begriffen durch Begriffe, und mithin so, dass eine feste Bestimmtheit von einer anderen ausgesagt wird. Dadurch erlangt nun auch das Urteil seine ihm eigene Art von Festigkeit und bestimmter Begrenzung. Der unendliche Fluss des Werdens wird im Urteil zum Stillstand gezwungen, gewissermassen festgelegt, und die ausgesagte Bestimmtheit erhebt den Anspruch, für immer zu gelten. Wer urteilt, der bindet sich, indem er das Objekt bestimmt, und wer sich nicht binden will, der darf auch nicht urteilen. Geurteilt wird in Begriffen, die identisch bleiben. Wie es in der Natur der Begriffe liegt, dass sie nicht gleiten, sondern aufhören Begriffe zu sein, wenn ihnen die Identität entzogen wird, ebenso liegt es in der Natur der Urteile, dass sie nicht schwanken, sondern aufhören Urteile zu sein, wenn sie der bleibenden Geltung entbehren. Darum ist es unmöglich, dass dieselbe Bestimmung von demselben Gegenstande in demselben Sinne ausgesagt und aufgehoben werde, und der Satz vom Widerspruche ist für das Urteil genau dasselbe Gesetz der festen Bestimmtheit, welches für den Begriff der Satz von der Identität ist.

Das Urteilen, so sahen wir, ist kein bloss formelles Thun, kein leeres Spiel mit subjectiven Gebilden. Ein vernünftiger Mensch urteilt, um eine Erkenntnis über das Objekt niederzulegen, und das Objekt muss deshalb durch die Form des Urteils getroffen werden können. Jegliches daher, was als Bedingung und Form vom Urteil schlechthin unabtrennbar ist, bedeutet zugleich eine notwendige Beschaffenheit am Objekte des Denkens. Wenn es nun in der Natur des Urteils liegt, dass es den Fluss des Werdens anhält und jedesmal im bestimmten Begriffe das bestimmte Product des Werdens feststellt, so muss es auch vom Objekt, das erkennbar und in der Form des Urteils bestimmbar sein soll, gelten, dass es zwar im Flusse des Werdens steht, aber dass es in diesem Werden feste Stationen giebt, zwischen denen das Werden geschieht, Stationen, von denen das Werden ausgeht und zu denen es hineilt, und die der begrifflichen Bestimmtheit des Urteils entsprechen. Wir sahen oben: wenn das Seiende durch Begriffe bestimmbar sein soll, so kann das Seiende nicht continuierlich sein; das ergiebt sich aus dem Satze von der Identität. Und wir erhalten jetzt das Weitere: wenn das Werdende im bestimmten Urteil erkennbar sein soll, so kann das Werden kein continuierliches sein; das ergiebt sich aus dem Satze vom Widerspruch.

3. Und dennoch kann diese Ausschliessung des Continuierlichen nicht als eine unbedingte und in jedem Sinne gültige gemeint sein. Der Satz, dass das Continuum undenkbar, unsagbar sei, würde, in strengstem Sinne genommen, den Widerspruch einschliessen, dass wir das Continuum in eben dem Augenblicke denken, in eben dem Augenblicke etwas über dasselbe aussagen, wo wir es als undenkbar und unsagbar bezeichnen. Der Satz kann also nur als mit gewissen Einschränkungen, in gewissem Sinne gültig gemeint sein. In der That bezeichnet er die eine Tendenz im Denken, neben welcher sich eine andere als gleich mächtig kund giebt. Wir denken und urteilen in lauter sich wechselseitig ausschliessenden, gegen einander begrenzten, festen Bestimmungen; aber es ist zugleich all unser Denken darauf gerichtet, die Kluft zwischen diesen Bestimmtheiten möglichst auszufüllen, sie einander näher und immer näher zu bringen. Und das Gleiche gilt von dem Objekt des Denkens. Das Objekt steht im Flusse des Werdens und geht durch die grenzenlose Unbestimmtheit hindurch, aber so dass dieser Tendenz die entgegengesetzte auf durchgängige Bestimmtheit gehende Widerstand leistet und das Gegengewicht hält.

Wie wir uns finden, so ist das Continuum das Erste und Unmittelbarste, was uns gegeben ist. Wir leben im Continuierlichen; alle unsere Wahrnehmung, Anschauung, Vorstellung hat das Continuierliche zum Objekt. Der Raum und die Zeit und die in beiden sich vollziehende Bewegung tragen diesen Charakter; alle Bestimmtheit und Verschiedenheit der Qualitäten hat dieses Element an sich. Zwischen den Verschiedenen sind unendliche Uebergänge, die Intensitäten steigern sich in unmerklichen Zunahmen, alle Veränderung geschieht in stetiger Weise: das ist die Beschaffenheit der Welt, in der wir uns finden. Sobald wir aber kritisch auf diese uns gegebene Welt reflectieren, so bemerken wir zweierlei: erstens, dass diese so beschaffene Welt, so gewiss wir ihrer sind und mit solcher Notwendigkeit sie sich auch aufdrängt, doch als solche nicht denkbar ist, und zweitens, dass sie uns doch nicht so unbedingt bloss gegeben ist ohne all unser Zuthun, sondern dass auch sie schon Product unserer eigenen Thätigkeit ist, oder dass wir wenigstens mit unserer Thätigkeit einer der Factoren sind, die uns diese Welt als die Welt in der wir leben, als die Welt der unmittelbaren Anschauung erzeugt haben. Und schliessen wir dann richtig weiter, so ergiebt sich: sofern beides in uns ist, sowohl unsere unmittelbare Anschauung als unser reflectierender Gedanke, und beides eine Form unserer eigenen Bildungskraft ist, ist das eine gerade so gewiss als das andere, und die Welt unserer Wahrnehmung und Anschauung hat in dieser Beziehung keinen Vorzug vor dem was wir denken. Sofern aber für den vernünftigen Menschen das Kriterium aller Wahrheit im Denken liegt, und nur dasjenige als wahr gelten darf, was sich als das Allgemeingültige und Notwendige in

strenger Form erweisen lässt, so kann das Gebilde der unmittelbaren Anschauung seine Gleichberechtigung mit dem des Denkens nicht behaupten, sondern wo es zu demselben in den Gegensatz tritt, da wird es durch dasselbe widerlegt und aufgehoben. Die Wahrheit liegt in dem was dem Gedanken gemäss ist. Eine Gewissheit also, die sich vor dem Gedanken noch nicht ausgewiesen hat, hat bloss einen vorläufigen Wert; wollte sie sich aber festhalten und behaupten auchdem Gedanken gegenüber, so würde sie einen ihr nicht zukommenden Wert beanspruchen. Soll wirklich erkannt werden, so kommt alles darauf an, dass solche ungerechtfertigte Ansprüche auf Geltung zurückgewiesen werden. Die unmittelbare Gewissheit des unbefangenen Bewusstseins muss also zurücktreten vor der durch das Denken an ihr geübten Kritik. Man liebt es, jene als die Erfahrung zu bezeichnen und die Erfahrung als das höhere Princip der Notwendigkeit des Denkens gegenüberzuhalten. Aber Erfahrung ist diese Notwendigkeit des Denkens genau ebenso und genau in demselben Sinne: beides ist inneres Erlebnis unseres eigenen Bildens, Erfahrung des Geistes von seiner eigenen inneren Notwendigkeit. Stehen sich aber zwei Arten der Erfahrung mit entgegengesetzten Resultaten gegenüber, so kann es für den vernünftigen Menschen gar keine Frage sein, welche von beiden den höheren Wert besitzt und welcher er mehr zu vertrauen habe. Die unberatene Erfahrung des unmittelbaren Bewusstseins muss sich widerlegen lassen durch die kritisch geprüfte Erfahrung des sich selbst durchleuchtenden Gedankens.

Darin, dass die Welt, in der wir uns unmittelbar finden, überall den Fluss der grenzenlosen Unbestimmtheit enthält, liegt die Schwierigkeit, sie begreiflich zu machen, darin zugleich der Anstoss für alle Wissenschaft. Gewährte, was wir im unmittelbaren Bewusstsein erfahren, unserem Denken volle Befriedigung, so gäbe es kein Bedürfnis und keinen Antrieb der Wissenschaft. So aber begegnet uns überall die Schwierigkeit, die Aporie, die uns zu Versuchen der Lösung treibt. Das Problem lässt sich mit einem Worte bezeichnen, denn in tausend Formen kehrt es immer als dasselbe wieder: es gilt, in den festen Formen unseres Denkens das unendliche Werden zu begreifen. Das Werden müssen wir anerkennen; es ist am Seienden und ist selber ein relativ Seiendes. Wir denken nicht bloss in Begriffen, die das Seiende festhalten; sondern zu dem Begriffe kommt das Urteil hinzu, welches das flüchtige Werden widerspruchslos zu fassen unternimmt. Das Werden aber ist voller Widersprüche; es ist der Widerspruch selber, und sofern das Seiende ins Werden übergeht, taucht in ihm der Widerspruch an allen Ecken und Enden auf. So scheint es denn, dass das Objekt selber widerspruchsvoll ist und doch beansprucht, in widerspruchslosem Denken erkannt zu werden. Da das nun nicht angeht, so fühlt man sich zunächst zu dem Schlusse versucht, dass es eine Erkennt-

nis des Objektes überhaupt nicht giebt, und dass das Denken, indem es sich in aussichtslose Antinomieen verwickelt, seine Unzulänglichkeit erweist für die Aufgabe, die es übernimmt und übernehmen muss, das Objekt zu erkennen. Indem man nun als das Objekt des Denkens das Ding betrachtet, welches selbstständig und von allem Gedachtwerden unabhängig für sich besteht, so ergiebt sich, dass die Welt der Dinge sich allen Versuchen des Denkens unzugänglich erweist und das Ding an sich in hoffnungsloser Fremdheit und Jenseitigkeit als ein dem Denken schlechthin Aeusserliches undenkbar und unbegreiflich fortbesteht.

Dass dieser Schluss auf einer Täuschung beruht, ist im Grunde handgreiflich. Man braucht nur die doch nicht so fern liegende Reflexion zu machen, dass das Ding mit seiner angeblichen Fremdheitund Selbstständigkeit dem Denken gegenüber doch selbst wieder nichts anderes ist, als eine Conception des Verstandes, freilich eine durchaus widerspruchsvolle und haltlose Conception. Das Ding an sich ist das Ding, wie es da draussen unabhängig von unserem Vorstellen besteht; und doch ist es, sobald wir davon sprechen und in unserem Bewusstsein damit operieren, nichts als unsere Vorstellung eines Dinges. Was uns gegeben ist, das ist uns in uns und durch uns gegeben, und auf andere Weise kann uns gar nichts gegeben sein. Das Ding, das wir vorstellen, ist das Objekt unserer Dingvorstellung, und es erkennen wollen, heisst nichts anderes als unsere Vorstellung begreiflich machen wollen. Der Satz, dass wir das Ding an sich nicht zu erkennen vermögen, bedeutet also vielmehr, dass es uns nicht gelingen kann, unsere innere Vorstellungswelt in gedanklicher Form widerspruchslos harmonisch durchzubilden. Dieser Satz aber kann nimmermehr zugegeben werden. Die Starrheit des unserem Denken schlechthin äusserlichen Dinges ist ein blosser Schein, den wir uns selber, durch innere Notwendigkeit gezwungen, vormachen, und vermag der freien Beweglichkeit unseres inneren Bildens keine Grenze zu setzen. Das Ding, das draussen unabhängig zu sein schien, setzt sich für die gereiftere Reflexion vielmehr um in das unmittelbare Bewusstsein der Dinglichkeit, mit dem wir uns behaftet finden. Dem naiven Menschen erscheint das Ding, als wäre es ohne unser Zuthun da; durch die auf uns und unsere Objekte gerichtete Aufmerksamkeit lernen wir das Ding als Product unseres eigenen Bildens kennen, eines Bildens von niederer Stufe, dem der freie kritische Gedanke als die höhere Stufe gegenübersteht. Unsere niedere Vorstellungswelt hat aber kein selbstständiges Recht dem freien Gedanken gegenüber; denn alle Möglichkeit wahrer Erkenntnis liegt in dem seiner ihm eingeborenen Formen völlig mächtig gewordenen Denken, das der einzige Richter ist über wahr und unwahr. Diesem Richter dürfen wir vertrauen und ihm müssen wir alle Entscheidung anheimstellen. Im vernünftigen, widerspruchslosen Denken liegt die Macht, das Problem

zu lösen, und keine anderswoher geschöpfte Gewissheit darf uns abhalten, aus dieser Quelle allgemeingültiger und notwendiger Wahrheit zu schöpfen; keine darf es unternehmen, uns ihre Lauterkeit zu verdächtigen.

Der Charakter und die Form des vernünftigen Denkens ist die Widerspruchslosigkeit. Im widerspruchslosen Denken haben wir die Wahrheit, die Erkenntnis des Seienden als das subjective Abbild seiner objectiven Wesenheit. Die Erkenntnis legt sich dar in einer Vielheit von Urteilen; es ist die Aufgabe des Denkens, in diese Vielheit widerspruchslose Harmonie zu bringen. Je mehr dies dem Denken gelingt, desto mehr ergreift es die Wahrheit und wird zum Erkennen. Von diesem Satze kommt menschliches Denken nicht los; denn selbst wer ihn leugnet, wird durch die Notwendigkeit der Sache gezwungen ihn zuzugeben, und eben indem er ihn bestreitet, bestätigt er ihn durch sein eigenes Handeln. Denn wer widerlegt, der vollbringt es durch Aufzeigen von Widersprüchen, und wer behauptet, der bemüht sich, nicht selbst in den Widerspruch zu geraten. Der Satz, dass das Denken von dem Widerspruche sich zu befreien nicht vermöge, schliesst sein contradictorisches Gegenteil mit ein; denn er bedeutet zugleich, dass eben dieser Satz als ein Erzeugnis des Denkens mit dem Widerspruch behaftet sei, also auch, dass er keine Geltung beanspruchen könne. Oder dasselbe anders gefasst: Wenn der Satz gälte, dass wir dem Denken, auch dem widerspruchslosen, nicht vertrauen dürfen, dass es die Wahrheit erkenne, dann dürfen wir sicher auch diesem Satze nicht vertrauen, und es gilt vielmehr der entgegengesetzte Satz, dass wir dem widerspruchslosen Denken vertrauen dürfen. Das radicale Misstrauen gegen das Denken hebt sich also selber auf.

Wer denkt, der trachtet nach dem Erkennen und vertraut, dass man durch Denken Wahrheit erreichen könne. In Begriffen unternehmen wir das Seiende zu treffen, in Urteilen die wechselnden Beziehungen im Seienden auszudrücken. Begriffe und Urteile ohne solche Beziehung auf die durch sie zu treffenden Objecte sind gar nichts, eine blosse Wahnvorstellung, und die Betrachtung von Begriffen und Urteilen in solcher Abtrennung vom Seienden ist ein Dreschen leerer Hülsen. Ohne eine Wirklichkeit, die gedacht und durch Denken erkannt werden soll, giebt es kein Denken, nur ein Plappern und Schattenfechten; nur braucht es nicht gerade eine äusserliche Wirklichkeit von dinglicher Art zu sein, mit der das Denken sich beschäftigt. Wer vom Pegasus aussagt, dass er geflügelt ist, von den Elfen, dass sie ihren Reigen tanzen, der hält entweder den Pegasus und die Elfen in allem Ernste für Bestandteile der Wirklichkeit, oder er beschreibt die Vorstellungen, die andere von der Wirklichkeit haben oder hatten, und dann sind das zu erkennende Wirkliche eben diese Vorstellungen anderer, — und dasselbe ist da der Fall, wo das Urteil nur eine Worterklärung

zu geben bestimmt ist; — oder auch, er ahmt das Aussagen und Urteilen nur nach, nämlich wenn er erdichtet oder lügt, und fingiert eine Wirklichkeit, um andere im Ernste oder Spiele zu täuschen. Weil alles Denken auf eine Wirklichkeit bezogen ist als das Streben, ein subjectives Ebenbild des Objects im Geiste herzustellen, so trägt die Wirklichkeit notwendig die Züge, die das Denken mit Notwendigkeit ihr beilegt. Denn das Denken kann weder an sich noch an seinem Objekt verzweifeln. Ist Widerspruchslosigkeit das Kennzeichen des vernünftigen Denkens, so ist sie auch das Kennzeichen des Seienden, der Wirklichkeit als des Objekts des Denkens. Stellt sich aber diese Widerspruchslosigkeit im Denken her durch stetige Ueberwindung des Widerspruchs, so schliessen wir weiter, ist auch im Seienden die Widerspruchslosigkeit Product des analogen Processes. Ueberall in der Wirklichkeit wie im Denken erscheint der Widerspruch, aber nicht um zu bleiben; unfähig sich zu behaupten, tritt er auf, um aufgehoben zu werden und durch eine höhere Macht bewältigt zu verschwinden.

4. Das reine Denken, welches nach den Sätzen der Identität und des Widerspruches sich vollendend, die Erkenntnis seines Objektes erreicht, spinnt sich nicht aus sich selber heraus, sondern es entzündet sich an einem gegebenen Material, das es fortschreitend bearbeitet. Dieses Material ist ihm aber kein rein äusserliches und ursprünglich fremdes, sondern die in strenger Form reflectierende Innerlichkeit des Denkens hat ihr Material und ihre Voraussetzung an der ungebundener bildenden Innerlichkeit des Vorstellens. Die Vorstellung, wie sie sich aufbaut auf der an das Aeussere hingegebenen Bildungskraft des wahrnehmenden und anschauenden Geistes, ist selbst wieder die Grundlage für das Denken und bildet die Mitte und das verbindende Glied zwischen den niederen und den höchsten Functionen des theoretischen Geistes. Das Aufsteigen von der Wahrnehmung zum Gedanken ist ein fortschreitendes sich Befreien des Geistes von der Macht der Aeusserlichkeit und von der Herrschaft des Scheines, ein immer entschiedeneres Einkehren in sich und Hindurchdringen zum wahrhaft Seienden. Von reinem Denken kann nur in diesem Sinne die Rede sein, dass es den Abschluss bildet der inneren Entwicklung, nicht so dass es ohne die wahrnehmende, vorstellende Thätigkeit und ihre Erfahrung eines Aeusseren, aus dem Grunde des inneren Lebens wie aus dem Nichts entspränge und aus dem Nichts sich ein All der Erkenntnis erzeugte, sondern so, dass es die niederen Stufen als seine Voraussetzungen hinter sich hat, sie in sich aufhebt und verarbeitet. Wo sich der Process von der Wahrnehmung an in normaler Weise vollzieht, nur da mündet er in das reine Denken ein. Durch allseitig feste Bestimmtheit nach dem Satze von der Identität wird die Vorstellung zum Begriff; das geschäftige Spiel der Vorstellungen wird zum ge-

schäftlichen Ernst des Urteilens nach der Norm des Satzes vom Widerspruch. Die ungebundene Willkür des individuellen Einfalls bindet sich an das vernünftige Gesetz, um sich zum allgemeingültigen Gedanken umzugestalten; der Zufall der gegebenen Aeusserlichkeit, an dem die Vorstellung noch haften bleibt, hebt sich in freiem, methodischem, das Ganze systematisch umfassendem Thun auf in die alles Material übermächtig durchdringende ursprüngliche Formenwelt des geistigen Lebens. So gelangt der erkennende Geist dazu, zuletzt in reinem Denken bei sich selbst zu sein; sein Gang ist von ungebundenem Spiel mit der Aeusserlichkeit zu gesetzlicher Freiheit, in der er sich selber sein eigenes Gesetz giebt.

Das Material, welches das Denken aus der Vorstellung überkommt, das ist das Objekt, die Welt der Vorstellungen in strenger Form erkennbar zu machen, das ist die Aufgabe des Denkens. Ist die Vorstellung das Material für das Denken, das Objekt, an dem es seine Kunst übt, so muss sie den Charakter tragen, denkbar gemacht werden zu können. Nicht von vorn herein entspricht sie den Anforderungen des Denkens; aber die Umwandelung, die ihr durch das Denken widerfährt, geschieht ihr doch auch nicht rein äusserlich durch eine ihr fremde Macht, sondern sie ist in ihr selber schon angelegt, und die Vorstellung hat die Tendenz zum reinen Denken schon in sich. Wie die Vorstellung das Material und Objekt für das Denken, so ist es die Anschauung für das Vorstellen, die Wahrnehmung für das Anschauen, und zuletzt ist es also die äussere und innere Erfahrung der Wahrnehmung, mit der alle geistige Thätigkeit des Erkennens anhebt und an der sie ihr Material und ihr Objekt hat. Die Wahrnehmung selber aber hat ihr Material an dem was nicht Geist ist, an der Sinnlichkeit, an dem Wechselverkehr zwischen Leib und Seele, an der Empfindung und an der Verflochtenheit des Leibes mit dem ganzen Getriebe der äusseren Welt; die Wahrnehmung ist der erste Zeuge, der uns Kunde giebt, eine noch dumpfe und unsichere Kunde, völlig glaubwürdig, aber schwer verständlich, so dass sie erst gedeutet werden muss und erst durch den inneren Lebensprocess des Geistes zu dem vollen, hellen Tageslichte der Erkenntnis zu werden vermag. Jede höhere Stufe hat ihr Objekt an der niederen Stufe: der Geist an der Seele, die Seele am Leibe, der Leib an der organischen Natur, diese an der unorganischen Natur. Nirgends reisst die Innerlichkeit und damit der Gegensatz zwischen dem Inneren und Aeusseren völlig ab; sie wird nur auf den verschiedenen Stufen absteigend immer dumpfer, aufsteigend immer lichter. Bildet auf der einen Seite die reine freie Innerlichkeit des Geistes die Grenze, so auf der anderen Seite die völlig gebundene Aeusserlichkeit des Dinges. Aber zu dieser Grenze sinkt die Bewegung, so sehr sie sich ihr annähert, doch niemals herab. Der reine formlose Stoff wird nicht gefunden. Das geistige Princip der Form, das die Bewegung leitet und durch-

dringt, duldet nicht, dass etwas ganz vom Geiste Verlassenes sein oder geschehen könne. Vor der Grenze biegt die Bewegung um, und es beginnt das Aufsteigen nach oben. Der Geist aber setzt die Bewegung und erhält sie in Atem, weil er die Gedoppeltheit an sich selber hat, Subjekt und Objekt zu sein, und nur an der stetigen Ueberwindung des Objekts sein Selbst geniesst.

Ist die vollkommene Begrenzung, die sich selber begreifende und durchdringende Bestimmtheit das Ziel der Bewegung, so wird sie nicht auch der Anfang sein. Der Anfang ist vielmehr der Fluss der Unbestimmtheit, das grenzenlose Werden. Aber das Werden ist niemals ohne das Sein; die chaotische Unbestimmtheit wäre nichts ohne das Sein, das schon auf der niedrigsten Stufe in ihm mächtig ist und es bändigt. So haben wir von vorn herein den Kampf der beiden entgegengesetzten Potenzen: Form und Stoff, Geist und Materie, Begriff und Aeusserlichkeit; das Siegreiche ist der Begriff, der schrittweise den Widerstand überwindet, und die Stufenfolge der Wesen ist Document und Niederschlag der fortschreitenden Arbeit des Begriffes an dem widerstrebenden Material. Die Dinglichkeit ist an dem Objekte des Denkens der niemals erreichte Nullpunkt, der die Grenze für die eine der beiden mit einander ringenden Tendenzen bezeichnet. Der erkennende Geist hat es in seinem Objekte mit seinem eigenen Werden zu thun, mit der stets zunehmenden Bestimmtheit. Jedesmal ist im Objekt so viel Erkennbarkeit, als wahrhaftes Sein in ihm ist. Das Sein ist die Macht des Begriffes, welche den unbestimmten Fluss des Werdens zügelt und im bleibenden Bette erhält; es offenbart sich in den Objekten als Bestimmtheit und feste Begrenzung, Identität und Widerspruchslosigkeit. Das Erkennen ist das Festhalten dieser begrifflichen Macht in den Dingen, die Nachbildung des Processes, wie er sich im Objekte selbst vollzieht: durch die ewigen eingeborenen Formen des Geistes wird im Erkennen das chaotische Material des Vorstellens zur Wahrheit und lichthellen Bestimmtheit des Begriffes durchgebildet. Das Objekt ist nicht eine äusserliche, begriffslose, dem Gedanken fremde Realität, sondern des Geistes eigenes Objekt, eine niedere Stufe seiner Geistigkeit. Das fortschreitende, seinem Ziele zustrebende Denken tilgt in sich den Widerspruch, wie in der objectiven Welt der Widerspruch des grenzenlosen Werdens stufenweise überwunden wird. Das Objekt auf seiner niedersten Stufe ist also des Widerspruches voll; die in ihm und an ihm arbeitende Macht des Begriffs drängt den Widerspruch zurück. Erkannt aber wird das Objekt, wenn diese Macht des Begriffs in ihrer Arbeit an dem chaotischen Material im Gedanken nachgebildet wird, und erkennbar ist eben nur dieses Begriffliche an den Objekten. So viel an den Objekten jedesmal noch nicht vom Begriffe Durchdrungenes ist, so viel Unerkennbares ist an ihnen, und dieses Unerkennbare wird recht erkannt, wenn es

als unerkennbar erkannt wird. Das Unerkennbare ist also nicht darum unerkennbar, weil es für die erkennende Macht des Denkens zu hoch, sondern weil es zu niedrig steht. Was am meisten Sein hat, das steht auch dem Werte nach in der Stufenleiter der Wesen am höchsten und ist auch am meisten erkennbar. Widerspruchsvoll zu sein aber ist nicht das Verhängnis des Denkens, sondern das Denken ist die Macht, den Widerspruch zu tilgen. Widerspruchsvoll sind vielmehr die Dinge, und sie sind es mit Notwendigkeit, sofern sie in der Stufenfolge der Wesen die niedrigste Stufe ausmachen. Ihr Widerspruch aber liegt nicht in dem, was in ihnen als das Seiende ist, sondern inr der Unbestimmtheit des Werdens, die ihnen als ihr Schicksal widerfährt.

5. Wenn alles in unausgesetzter Bewegung und nirgends eine feste, bleibende Bestimmtheit wäre, so gäbe es so wenig ein Erkennen als ein Sein; nichts wäre wahr und alles falsch. Nun ist aber das Erkennen, ist das Wahre; denn wer es leugnete, würde es eben damit zugeben, weil er für seine Leugnung die Wahrheit dieser Leugnung in Anspruch nähme. Also ist auch die feste, bleibende Bestimmtheit, und alle diese niemals abbrechende Vielheit des Werdens, der Bewegung und Veränderung tritt nur auf an dem Seienden, das bleibt, und verschwindet wieder, ohne das Seiende als solches in seinem Bestande anzutasten oder aufzuheben.

Alle Vielheit der realen Existenzen hat die Negation an sich; jedes ist was es ist nur dadurch, dass es das andere nicht ist. Eben dadurch ist sein Sein ein endliches und unwahres und bleibt es auch nicht was es ist, sondern es verändert sich. Dasselbe Objekt hat die Möglichkeit, das eine zu sein und auch das andere. Es ist was es ist jedesmal doch nur so, dass es sich stetig verändert. In dieser Veränderung geht es aus der Bestimmtheit die es hatte heraus, ohne noch unmittelbar eine neue Bestimmtheit erreicht zu haben; um diese zu erreichen, muss es erst durch die Unbestimmtheit hindurch. Diese Unbestimmtheit ist das Unendliche, das unendlich Grosse wie das unendlich Kleine, und in dieser Unendlichkeit liegt der eigentliche Gegensatz zum Begriffe und seiner bleibenden, fest begrenzten Bestimmtheit. Im unteilbaren Momente der Zeit ist der Gegenstand nicht mehr was er war; er hat sich verändert, aber was er geworden ist, lässt sich nicht sagen. Im Raume liegt das eine neben dem anderen, aber die bestimmte Grenze ist nicht anzugeben; denn wie die Zeit ist der Raum ins unendliche teilbar. Das Raumfüllende zerfällt in Teile seiner Teile bis ins Unbestimmte; da ist kein letzter oder kleinster Teil, und die Zusammensetzung der bestimmten Gestalt aus dem unbestimmten Nichts des ins unendliche Teilbaren bleibt unbegreiflich. Der bewegte Gegenstand überschreitet jede Grenze, und seine Bewegung erstreckt sich weiter und weiter in das Unermessliche. Das Werden

geht weiter durch alle Zeit; da ist weder ein Anfang noch ein Ende, kein Ruhepunkt für das begreifende Denken. Das denkende Wesen selber steht mitten in diesem Fluss, in einer Unendlichkeit seiner inneren Vorgänge. In dem Augenblicke, wo es sich ergreifen möchte, ist es sich selber auch schon fremd geworden. Das bestimmte Jetzt ist ihm vorüber, und das neue vom alten durch eine Unendlichkeit von Zwischenstadien getrennt.

Dazu dass ein Urteil in strengem Sinne gelte, gehört dass das Bestimmte von dem Bestimmten in ganz bestimmter Beziehung ausgesagt werde. So lässt sich aber von einem endlichen Gegenstande gar nichts aussagen. Die eine Beziehung, die bei allem Aussagen hinzugedacht werden muss, die Zeit, ist niemals zu bestimmen oder festzuhalten; denn ihr Sein ist überhaupt nur ein beständige. Sichaufheben, ein Nicht - mehr - und ein Noch - nicht - sein Alle Unbestimmtheit aber führt das mit sich, dass etwas nicht ist was es ist. Wie in der räumlichen Bewegung das Bewegte auch im kleinsten Zeitmoment nicht an einem bestimmten Orte ist und sich daraus der Widerspruch ergiebt, dass etwas da ist, wo es nicht ist, so ergiebt sich dasselbe für die Rastlosigkeit der Veränderung und des Entstehens und Vergehens, dass etwas ist was es nicht ist, oder dass Das was ist nicht ist, weil es in dem unteilbaren Momente der Zeit fortrückend nicht mehr ist was es war, und doch ununterscheidbar fortdauert. Es ist aber wider allen gesunden Sinn, die Schuld an solchem Ergebnis dem Denken aufzubürden, welches doch das einzige ist, dem wir vertrauen dürfen, und welchem wir geradezu vertrauen müssen und auch hierin thatsächlich vertrauen, indem es uns die in dem Objekte der Wahrnehmung und der Vorstellung enthaltenen Widersprüche erst aufdeckt und dem an dem Vermögen des Denkens Zweifelnden selber erst den Grund zu solchem Zweifeln an die Hand giebt. Denn vertrauete er dem Denken nicht, so dürfte er auch nicht zweifeln, weil eben das Denken allein seinen Zweifel begründet. Findet das Denken schlechthin unaufhebbare Antinomieen in seinem Objekt, so zwingt eben die Consequenz des Denkens uns die Ueberzeugung auf, dass der Grund dieser Antinomieen in der eigenen Beschaffenheit der Objekte liegt, andererseits aber auch die, dass diese Antinomieen nicht schlechthin unaufhebbar sind, sondern dass sie als solche zum Gesamtbilde der einen in sich harmonischen Welt gehören, in deren oberster Einheit sie zugleich wurzeln und sich aufheben.

In der That bleibt ein gesundes Denken bei diesen Antinomieen nicht als bei einem letzten unentrinnbaren Verhängnis, dem es sich verzweifelnd zu unterwerfen hätte, stehen, sondern benutzt se als einen Antrieb, weiter zu forschen. Unbedingt gilt die logische Anforderung, dass das Denken, wo es sich auf einem Widerspruch ertappt, sich dabei nicht beruhige. Es liegt allem Denken das

oberste Princip zu Grunde, dass das Seiende durchweg bestimmt, mit sich identisch und in sich widerspruchslos ist. Ist das Denken in seinem Versuch, das Seiende zu erkennen, beim Widerspruch angelangt, so wird es die Voraussetzungen neu untersuchen, von denen aus es zu solchem Ziele gelangt ist, und sein Verfahren zu berichtigen unternehmen. Denn nur aus falschen Voraussetzungen kann das widerspruchsvolle Ergebnis folgen. Kann nun bei solcher Untersuchung nichts anderes dafür in Anspruch genommen werden, der ursprüngliche Sitz des Fehlers zu sein, so wird die Quelle des Irrtums zu finden sein in der Grundauffassung des Objekts, mit dem das Denken sich beschäftigt. Das Denken besinnt sich, dass das, was es für ein Seiendes nahm, eben kein Seiendes, sondern ein Werdendes ist, und danach muss es nun versuchen, seine Aussagen vom Objekt zu berichtigen. Eben dies nun ist der Weg und das Verfahren aller Wissenschaft.

Das Denken geht aus von der flüssigen Unbestimmtheit der Vorstellung; die durchgängige Bestimmtheit des Begriffes ist das ideale Ziel, dem es nachstrebt. Ueberzeugt, dass im Seienden objektive begriffliche Bestimmtheit herrscht, sucht es dieselbe in sich nachzubilden. An dem Gegenstande der sinnlichen Anschauung bringt es die Bestimmtheit zum Vorschein mit Hilfe der exacten quantitativen Begrenzung. Das Farbenspectrum z. B. zeigt die volle Unbestimmtheit des continuierlichen Anderswerdens und Uebergehens von Farbe zu Farbe; das wissenschaftliche Denken hebt die fliessende Farbenvorstellung durch bestimmte, in ihren Abständen exact gemessene Linien auf, die das Fliessende teilen, so dass das Identische mit möglichster Genauigkeit wiedererkannt werden kann unabhängig von subjectivem Eindruck, von blosser Empfindung und Meinung. Ebenso wird durch das quantitative Maass die Intensität der Kraft, die Wärme, das Licht, auf die Bestimmtheit des Begriffes zurückgeführt. Mit Hilfe solcher Bestimmtheit werden dann die Merkmale und Kennzeichen festgelegt, die die Arten und Geschlechter der Gegenstände zu steter Wiedererkennbarkeit unterscheiden, und dabei im Denken die Nachbildung der den Objekten eigenen Unterschiede in den begrifflichen Formen angestrebt, die als seiende Bestimmtheiten das All durchwalten. Für das unbestimmte Geschehen werden die exact formulierten Gesetze bezeichnet, die es gestalten, und so im Wechsel der Erscheinung die begriffliche Identität des Wesens herausgebildet.

Der Bestimmtheit des Begriffes als Resultat strengen Denkens entspricht die ebenso sorgfältig durchgebildete Relativität des Urteils. Der Begriff beherrscht die daseienden Existenzen, aber er deckt sich nicht mit ihnen. Er zügelt ihre Bewegungen und Veränderungen, aber er lässt ihnen einen Spielraum innerhalb der von ihm gesteckten Grenzen offen. So ist denn im Urteil, das die wechselnden Processe des Daseienden durch begriffliche Determination nach-

zubilden strebt, die volle eindeutige Bestimmtheit gleichfalls ein ideales Ziel. Damit das Urteil bleibend gelte, müssen die Beziehungen, die die Bedingungen seiner Gültigkeit ausmachen, in möglichster Bestimmtheit erfasst und ausgedrückt: zumal Zeit, Raum, Bewegung auf den bestimmten Raum- und Zeitpunkt eingeschränkt werden. Alle Erkenntnis des äusseren Daseins beruht auf dieser Festlegung von ganz bestimmten Einheiten und ihren wechselnden Beziehungen. So wird das Continuierliche durch das Discrete bestimmt gemacht, sei es ein Quantum, ein Körper, eine Bewegung oder Veränderung. Ohne die discreten Einheiten giebt es kein Begreifen, aber mittelst ihrer lässt sich von Grenze zu Grenze das Unbestimmte des Fliessens immer genauer bestimmen. Nur relativ, nur in Beziehung auf diesen bestimmten Punkt der Zeit und des Ortes gilt dann das Urteil; aber hier gilt es auch in voller Bestimmtheit. Die Absicht kann nicht sein, das Fliessen als solches zu völligem Stillstand zu zwingen, sondern nur die Macht des Begriffs, die den Fluss eindämmt, mitten in dem unbestimmten Werden aufzuzeigen. Die veränderliche Grösse, mit der gerechnet, an der gemessen wird, bleibt jedesmal bestimmte Grösse; ihre Unendlichkeit selber bedeutet nur eine solche Annäherung an eine bestimmte Grenze, die durch lauter festzulegende discrete Punkte sich vollzieht. Dass die Grenzenlosigkeit dahinter liegt, wird nicht verkannt; aber die begrenzende Macht wird im bestimmten Begriffe herausgehoben. Das Urteil erlangt also seine widerspruchslose Bestimmtheit durch seine Relativität, dadurch dass es für das Object nur für den ganz discreten Punkt seiner Existenz in Raum und Zeit gilt. Das Krumme wird nicht gerade; aber als Quantum lässt sich das Krumme durch das Quantum des Geraden in lauter bestimmt aufzuzeigenden, wenn auch immer kleiner werdenden Schritten bis zu jedem Grade der Annäherung erschöpfen. In diesem bestimmten Punkte ist die Richtung der Curve diese bestimmte, und durch ein bestimmtes Verhältnis von Quantis lässt sich feststellen, an welchem Orte wir den sich bewegenden Punkt jedesmal erwarten dürfen. So löst die Mathematik und auf ihrer Grundlage die Mechanik, die Physik, die Chemie ihre Probleme; so durchdringt alle Wissenschaft fortschreitend ihr Objekt, im Werden das Seiende, die feste Bestimmtheit im Unbestimmten ergreifend. Das Unbestimmte aber bleibt draussen als das was kein Sein hat, sondern beständig im Werden ist, als das dem Erkennen wie dem Sein Fremde, das nichts für sich, sondern immer nur als Moment am Seienden ist. Ganz das Gleiche aber gilt von der Wissenschaft der organischen Natur, von den geschichtlichen Wissenschaften, von der Wissenschaft der Sprache, des Rechts, der Religion. An die Festlegung bestimmter Punkte, Formen, Arten knüpft sich alle Erkenntnis. Die continuierliche Transmutation hebt jedes Erkennen auf, ihre Annahme ist das eigentliche Gegenteil aller Wissenschaft.

6. So scheint es denn, als wären wir wieder bei dem reinen Dualismus angekommen in seiner altbekannten Form: das wahrhaft Seiende, das allein Erkennbare, der bestimmte Begriff und die begrenzende Form auf der einen Seite, das niemals Seiende und immer nur Werdende, der unbestimmte Fluss und der grenzenlose Stoff auf der anderen. Dass es bei solchem Dualismus nicht bleiben kann, führen wir nicht erst aus; es ist selbstverständlich. Aber können wir ihm entgehen? Das Werden, welches doch nicht geleugnet werden kann, und seine Unbestimmtheit als die eigene Natur des Begriffs zu fassen, ist unmöglich; es wäre damit alles Erkennen aufgehoben. Hinwiederum den Begriff für das Erzeugnis des unendlichen Werdens auszugeben, geht ebensowenig; es ist nicht einzusehen, wie das Chaos sich den Kosmos erzeugen könnte. Jeder Versuch der in dieser Richtung gemacht wird, setzt unvermerkt in dem Chaos, damit es sich erhalten und entwickeln könne, ordnende Kräfte von begrifflicher Art als schlechthin vorausgegeben voraus. Lässt sich also keines der beiden getrennten Momente auf das andere zurückführen, so muss es ein Drittes sein, in welchem beide sich zur Einheit aufheben, ein solches, aus dem der Widerstreit und das Zusammengehören der beiden Momente verständlich wird, und dieses Dritte ist zu finden allein in einem schöpferischen Willen, der nach seinen Zwecken beides setzt, die chaotische Unbestimmtheit des Werdens und die überwältigende Macht des ordnenden Begriffes.

Verständlich wird die Vielheit der Dinge und ihrer Processe nur durch den Zweck, dem sie dient. Es ist mit der Natur des Denkens und seiner Begriffe unverträglich, von einer Dialektik des Begriffes zu reden, als hätte der Begriff in sich den latenten Widerspruch, der offenbar würde, sobald man Ernst mit ihm machte, als glitte und schwankte er in sein Gegenteil hinüber, sei es nun das contradictorische Gegenteil, die blosse Aufhebung der Bestimmung, oder das conträre Gegenteil, welches zugleich eine neue und etwa die von der ersten so weit als möglich verschiedene Bestimmung setzt, und als verbände er, gleich unfähig in diesem neuen Stadium sich zu halten wie in dem ersten, aus innerem Triebe die beiden Glieder dieses Gegensatzes zu einer beiden Einseitigkeiten überlegenen Einheit, damit dieser Process mit den immer gleichen Stadien sich so lange wiederhole, bis er bei einer höchsten und letzten, absoluten und allumfassenden Concretion angelangt ist. In Begriffen die auf diese Weise sich bewegten und schwankten, wie ein Sumpfboden, in den man bei dem Versuche, den Fuss fest aufzusetzen, nur immer tiefer einsinken würde, liesse sich nicht denken. Aber wenn die dialektische Natur des Begriffes als solchen geleugnet werden muss, so kann doch die dialektische Natur des Objektes nicht geleugnet werden, an welchem der Begriff sich offenbart. Die Objekte haben beides in sich, das Werden und das Sein, das

Unbestimmte und die begriffliche Grenze; sie sind Zeugen von der Macht des Begriffes, aber auch vom Widerstande des Stoffes; sie sind nicht, was sie sein sollen, und ihre Unangemessenheit gegen ihren Zweck ist der stete Antrieb der weitergehenden Bewegung. Wäre jedes in sich gut und vollkommen, genügte es sich und dem Ganzen, dem es dienen soll, so würde die in sich verschlossene Ruhe der Identität das Loos der Dinge sein können und die Seligkeit harmonischer Vollendung processlos die Vielheit des Realen zur ruhenden Einheit umschliessen. Aber eben der Mangel ist es, der die Bewegung im Gange erhält. Dass etwas nicht ist, was es sein soll, nicht leistet, was es leisten soll, das ist der eigentliche Widerspruch, in welchem jegliches zugleich sich behauptet und sich verurteilt. In diesem Sinne ist der Widerspruch Frucht und Anreiz zugleich, der Zweck aber der zureichende Grund des Werdens. Der Begriff, die Erscheinung des Zweckes im Objekt, ist das mit sich Identische und setzt kein Werden; aller Bewegung und Veränderung zu Grunde liegt die Unvollkommenheit, der Widerstand des Stoffes, die Zweckwidrigkeit. Und so wird in der Entwicklung zum höchsten Zwecke hin durch die Unvollkommenheit jedes Endlichen, die in der Unangemessenheit gegen den Begriff und in der Unbestimmtheit des Werdens zur Erscheinung kommt, die Vielheit der Erscheinungen gesetzt und eine Bewegung angefacht, die von Stufe zu Stufe weiterschreitend den Begriff immer vollkommener an sich ausprägt und dem höchsten Zwecke immer näher kommt.

Das Reale also, das Objekt des Denkens, ist dialektischer Natur, weil es nicht nur das Sein, sondern auch das Werden an sich hat und weil in ihm der Begriff und die Unbestimmtheit mit einander kämpfen. Seine dialektische Natur kommt darin zum Vorschein, dass es bei keiner einzelnen Erscheinung in ihrer relativ festen Gestalt verbleiben kann, sondern die rastlose Bewegung über sie hinaus zu neuen Gestalten fortschreitet. Das Denken kann sein Objekt begreifen nur wenn es dasselbe unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung betrachtet und jede einzelne Gestalt als ein Stadium innerhalb dieser Entwicklungsreihe fasst. Im Begriffe der Entwicklung aber liegt es, dass das sich Verändernde in seiner Einseitigkeit nicht bloss das Andere überhaupt zu seiner Ergänzung anstrebt, sondern diese Verschiedenheit bis zu der möglichst weiten Spannung, bis zum conträren Gegensatze treibt, um dann in erneuetem Umschwung die beiden entgegengesetzten Einseitigkeiten in einer höheren, concreten Einheit zu vereinigen. Darüber darf ich mich wohl auf Ausführungen über den Begriff des Zweckes und der Entwicklung beziehen, die ich zu verschiedenen Malen in dieser verehrten Gesellschaft vorgetragen habe und die auch zum Teil in unseren Verhandlungen zur Veröffentlichung gelangt sind. Es geht nicht an, mich darüber jetzt noch weiter zu verbreiten. Es muss

genügen, wenn ich hinzufüge: es ist der Zweck, der sich in dem Realen als Begriff offenbart, der für das Reale in seiner Bewegung das Ziel und die Richtung liefert, in der es sich weiter entwickle. Das Unbestimmte, Stoffartige fällt nicht völlig aus dem Zweckprocess heraus; es trägt selbst die Würde des Mittels mit Bezug auf den Zweck und ist darum für den Zweck formbar; der Begriff hat an dem Unbestimmten sein Substrat und sein Material. Der Gegensatz ist scharf gespannt, aber die Entgegengesetzten sind nicht unvereinbar, und diese Vereinigung vollzieht sich in der dialektischen Form der Entwicklung, die von Satz zu Gegensatz und Vermittlung fortschreitet und in diesem Dreitakt stetig sich weiterbewegend ihr abschliessendes Ziel erreicht. Erst in diesem, im Absoluten, ist der letzte Gegensatz aufgehoben, das letzte Element der Unbestimmtheit und also auch des Widerspruchs getilgt. Und erst im Ganzen der Erkenntnis, im System findet das Erkennen seine Ruhe und erblickt es, vor der Unruhe der durch die Unbestimmtheit immer neu entzündeten Bewegung gesichert, das einheitliche Princip, welches in dem Acte seiner Selbstbewährung ebensowohl die zu formende Unbestimmtheit mit ihren Widersprüchen als den formenden Begriff mit seiner in sich gefestigten Identität setzt und die Bewegung leitet, die zu dem Urquell, dem erzeugenden Zweck der Zwecke, zurückführt.

Nun muss man freilich hinzufügen, dass das Wissen selber ein zeitlich werdendes ist. Gerade wie im Objekt, so ist es auch im Denken die fortschreitende Arbeit des Begriffs, die widerspruchsvolle Unbestimmtheit des Meinens zu überwinden und zu voller Bestimmtheit zu gelangen. Und damit ist doch wieder ein unabweisbares skeptisches Element in die Lehre vom Wissen eingedrungen, das wir auch gar nicht gewillt sind abzuweisen oder zu vertuschen. Das denkende Subjekt selber, der Träger der wissenschaftlichen Denkarbeit, ist endliches Subjekt und steht innerhalb der geschichtlichen Schranken seines Zeitalters mit dem demselben zu Gebote stehenden Erfahrungsmaterial und der erreichten Stufe der Begriffsbildung. Aber wenn es so der Wissenschaft selber wesentlich ist, sich im geschichtlichen Processe zu vollenden, sich in einer Folge geschichtlicher Gestalten zu verwirklichen, die innerhalb des unendlichen Flusses der einander widersprechenden Meinungen wie die festen Typen und Marksteine das Element der Bestimmtheit, der festen Form und Begrenzung liefern: so muss man doch auch dies Weitere in Betracht ziehen, dass nicht bloss vermittelst dieser Vielheit der geschichtlichen Systeme, sondern schon innerhalb derselben sich das eine System der Wahrheitserkenntnis herausbildet, welches das abschliessende Ziel der Bewegung ist. Jedes bestimmte philosophische System von epochemachender Bedeutung bildet ein Ganzes von allgemeingültiger Art, ist ein notwendiges Moment in der geschichtlichen Entwicklung überhaupt und stellt

insbesondere die Blüte der geistigen Thätigkeit dieses Zeitalters dar. Das eigentliche und höchste Objekt des Erkennens ist doch die menschliche Gedankencultur selber, und der Gedanke, der sie erfasst, zugleich von ihr getragen und sie zum Ausdruck bringend, drückt in reinster Weise die Identität des Denkens und Seins aus, die auf den niederen Stufen angestrebt und immer weiter sich verwirklichend in dem philosophischen Gedankensysteme, als dem adäquaten Spiegel der erreichten Stufe der Geistescultur ihren Höhepunkt erreicht. Das Wahre, das sich in allem Fortschritt der geschichtlichen Wissenschaft nur immer klarer herausarbeitet, ist dies, dass die Welt von Ideen regierte Wirklichkeit ist und dass die höchste Stufe der Erkenntnis in dem sich selbst, sein eigenes Werden und seine eigenen Notwendigkeiten widerspruchslos durchdringenden Geiste zur Verwirklichung gelangt. Nicht da, wo der Geist die Dinge denkt, sondern da, wo der Geist seine Geschichte denkt, vollzieht sich die Einheit von Denken und Sein, von Subjekt und Objekt.

Wir fassen das Resultat unserer Ausführungen in aller Kürze zusammen.

In widerspruchsvollen Vorstellungen, dem Erzeugnis seines unbewussten Bildens, findet sich das Wissen befangen, sobald es seiner selbst Herr zu werden den Versuch macht. Den Widerspruch zu tilgen, das ist die Aufgabe, die sich das Wissen stellt; dazu dient die harte Arbeit der denkenden Reflexion, die fest bestimmte Begriffe unter der Macht des Satzes von der Identität, und durch wechselseitige Determination der Begriffe fest bestimmte Urteile unter der Macht des Satzes vom Widerspruch mit bewusster Energie der sich selbst controlierenden Aufmerksamkeit erzeugt. Den Satz vom Widerspruch aufheben oder in seiner Bedeutung schmälern wollen, hiesse alles Denken, alles Erkennen, alle Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung unter Denkenden und Sprechenden preisgeben. Aber notwendig muss zugegeben werden, dass die Widerspruchslosigkeit im Wissen wie in seinem Objekt das ideale Ziel ist, dass das Objekt in seiner Bestimmtheit das Sein, aber auch in seiner Unbestimmtheit das Werden und damit den Widerspruch, an sich hat, dass alle Entwicklung durch die Unbestimmtheit des Werdens hindurchgehend sich vollzieht. Somit ist das Element des Begriffes nicht im Stande, die Natur des Objektes zu erschöpfen, sondern erst am Ziel überwindet das Objekt im reinen Begriff allen Widerspruch der Unbestimmtheit und des Werdens, wird das Erkennen im reinen Begriffe in voller Angemessenheit an das Objekt und innerer Harmonie des Widerspruches Herr. So ist die grundlegende Bedeutung des Satzes vom Widerspruche gewahrt; so begreift es sich aber auch, dass das Denken sich vollzieht in der Form fortschreitender Befreiung vom Wider-

spruch in Analogie zu der fortschreitenden Bewältigung des Widerspruches in der eigenen inneren Bewegung des Objekts. Kann man dem Widerspruch kein Sein in strengem Sinne des Wortes zugestehen, so hat doch alles was ist den Widerspruch in der Form des unbestimmten Werdens an sich, und die Uebereinstimmung des Denkens mit seinem Objekte stellt sich in der Weise her, dass in beiden gleichmässig der Widerspruch vor der Macht fortschreitender Bestimmtheit verschwindet. Die Begriffe gleiten nicht, sondern das Zusammengesetzte gleitet, welches den Begriff wie das Unbestimmte an sich hat. Nicht gegen sich selber richtet sich die Dialektik des Begriffes, sondern gegen das Daseiende, welches nicht im Stande ist, den Begriff völlig in sich auszuprägen oder festzuhalten. Dialektisch ist die Reihenfolge der Stufen des sich entwickelnden Realen wegen des Widerspruches, den das Einzelne, Endliche an sich trägt als Zeugnis seines Mangels und seiner Unvollkommenheit, und den nicht etwa erst das Denken in seine Gegenstände hineinträgt. Der Widerspruch aber hat keine Macht des Seins; er ist nur im Werden und als das Werden selber; er taucht beständig auf, um beständig durch die Macht des Begriffs widerlegt und ausgetilgt zu werden. Der Widerspruch aber und der Begriff, alles was da ist und was da sich bewegt, wird gelenkt von dem einen höchsten Zwecke eines in allem Verschiedenen sich selber festhaltenden Willens, der um sich zu bewähren den Begriff mit der Vielheit der in ihm enthaltenen Formen und Bestimmungen und die Unbestimmtheit des Werdens setzt, an der sich die Macht des Begriffes erprobe, damit alles in den höchsten Zweck und einheitlichen Willen zurückkehre, aus dem es entlassen worden, und dieser einheitliche Wille alles in allem sei.

Die auf diesen Vortrag folgende Discussion eröffnete Herr v. Kirchmann, dessen Ausführungen wir in Folge seines Ablebens leider nicht mittheilen können.

Herr Dr. v. Heydebreck bemerkte darauf Folgendes:

Was den rein logischen Theil des Vortrages betrifft, so schliesst sich derselbe ja im Ganzen den allgemein recipirten Begriffen an und finde ich hier nichts einzuwenden, es wären denn einige unwesentlichere Punkte, wie z. B. das Verhältniss von Bejahung und Verneinung, wo mir die Behauptung, dass jedes positive Urtheil eine Reihe von negativen einschliesse grade so wie das negative das entsprechende positive, doch etwas zu weit zu gehn und der Sache ein wenig Gewalt anzuthun scheint. Allerdings involvirt ja das negative Urtheil unzweifelhaft immer ein wirklich obzwar nur als problematisch gedachtes positives Urtheil, dessen Gültigkeit eben im negativen negirt wird; aber das positive Urtheil ist doch seiner logischen Natur nach frei von jeder derartigen in

demselben Denk-Act gegebnen actuellen Beziehung zu andern Urtheilen; freilich wird eine solche im individuellen Fall vielfach vielleicht immer sich finden, aber nur vermöge zufälliger Association der Prädicats-Vorstellung mit andern verwandten, nicht wegen der logischen Natur des Gedankens; und auch das doppelt-negative, inhaltlich mit dem positiven identische Urtheil hängt zwar rein logisch wohl mit letzterem zusammen, bildet aber eine secundäre, künstliche Umformung des Gedankens, welche mit dem primären unmittelbaren Denk-Act keineswegs verbunden zu sein braucht. Indessen dies und Aehnliches sind Nebensachen, und in der Hauptsache, wie gesagt, stimme ich den formal-logischen Ausführungen des Hrn. Vortragenden vollständig bei.

Nicht dasselbe kann ich von den angeknüpften erkenntnisstheoretischen resp. metaphysischen Betrachtungen behaupten, die mir weder mit sich selbst noch mit der Sache, wie ich sie verstehn kann, recht zu stimmen scheinen. — Wenn der Hr. Vortragende die Sätze der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossnen Dritten rückhaltlos als oberste unverbrüchliche Denkgesetze, die Uebereinstimmung mit ihnen als das absolute Kriterium der formalen Wahrheit anerkennt, wenn er die unbeweglich feste, mit sich selbst identische Bestimmtheit für den wesentlichen Charakter des Begriffes erklärt, so werden dies wohl die meisten von uns willig unterschreiben, und alle, die gleich mir auf nicht-hegelschem Standpunkt stehn, mit Genugthuung diese förmliche Lossagung von jener Begriffs-Dialektik vernommen haben, welche für die Aussenstehenden die Verständigung mit der Hegel'schen Schule so unendlich schwer, wo nicht unmöglich macht, als deren unbedingten Anhänger wir also hiernach unsern verehrten Herrn Vortragenden nicht zu betrachten hätten, wie ich das wenigstens nach manchen seiner, wohl von mir missverstandnen, Auslassungen bisher zu thun geneigt war. So weit also ständen wir einmal auf festem gemeinsamem Boden, und auch darin stimme ich dem Hrn. Vorsitzenden völlig bei, dass das reine Denken die letzte Instanz für unsre theoretische Ueberzeugung bildet und jeder Zweifel an der absoluten objectiven Gültigkeit seiner Entscheidung von vorn herein als ungereimt und in sich unmöglich abzuweisen ist. — Wie ist aber mit diesem Standpunkt des antidialektischen und zugleich antiempiristischen Denkens die Annahme einer „Dialektik des Objects" vereinbar? Wie kann man den aus dem Denken verbannten Widerspruch in den Gegenstand verlegen, von dessen Dasein nicht das reine Denken, sondern nur die sinnliche Wahrnehmung Zeugniss giebt? Ist das Seiende der Gegenstand des Denkens und als solches nothwendig mit sich selbst identisch und widerspruchsfrei, so kann das geläuterte, sein selbst bewusste Denken doch keinen Gegenstand als existirend anerkennen, dessen Vorstellung einen Widerspruch mit sich führt, sondern es muss

entweder die Vorstellung für verfälscht erklären und sie umzubilden und von dem anhaftenden Widerspruch zu reinigen versuchen, oder, ist dies unmöglich, dieselbe für nichtig, ihr Object für ein Non-ens erklären. Enthält also wirklich die Anschauung des räumlich-zeitlich-Concreten wesentliche unaustilgbare Widersprüche, wie Herr L. zugiebt und behauptet, und ist Widerspruchslosigkeit unumstössliches Gesetz des Denkens, was bleibt dem Denken anders übrig, als das objective Dasein einer Welt in Zeit und Raum schlechtweg zu verneinen, da es ja, wenn es sie als seiend setzte, den Widerspruch denken müsste, was unmöglich ist. Was kann, was darf, frage ich, das Denken hindern, diese Consequenz zu ziehn? Woher kommt ihm denn die Vorstellung von einer solchen Welt? Doch nicht aus ihm selbst, aus dem reinen Denken, sondern durch die uncontrollirbare, allem Denken vorgängige blinde Thätigkeit eines unbewusst wirkenden Vorstellungs-Vermögens, dessen Producte das bewusste Denken eben seiner Prüfung zu unterwerfen, durch- und umzuarbeiten hat, wenn daraus Erkenntniss werden soll. Denn, wie Herr L. selbst ja sehr richtig betont, nicht schlechtweg da und gegeben sind für uns die Gegenstände in unvermittelter Dinglichkeit, sondern zunächst nur als Vorstellungen für das denkende Bewusstsein. Wenn das Denken also den Widerspruch zurückweist, wie es nicht anders kann, so muss es ihn auf das sinnliche Vorstellen und dessen blos subjectiv gültige Formen abwälzen, aber nicht auf das Object und dessen selbständiges Dasein, weil es den Widerspruch, sobald es ihn in's Object verlegt, auch denken muss, also nicht los wird. — Herr L. meint, das „Werden" könne man doch nicht läugnen. Warum denn nicht, wenn es Widersprüche enthält? Wer zwingt mich denn, eine Welt des Werdens anzunehmen? Mein Verstand doch wahrhaftig nicht, sondern nur jener blinde, instinctmässige Glaube der sinnlichen Ueberzeugung, der gegenüber ja grade Herr L. das unbedingte Recht des reinen Denkens so energisch vertritt. Auf dem Boden des anti-dialektischen Denkens, dünkt mich, giebt es hier nur zwei Wege; entweder man sucht die Widerspruchslosigkeit eines Daseins in Zeit und Raum zu erhärten, d. h. man läugnet die Antinomien und bekennt sich zum Realismus, oder man erkennt die Antinomien an und bekennt sich zu einem subjectiven resp. kritischen Idealismus, indem man Zeit und Raum für blosse Vorstellungsformen erklärt. Der Mittelweg aber, im objectiven Dasein wie im vorstellenden Bewusstsein eine Sphäre des Continuirlichen, Chaotischen, Irrationalen und Widerspruchsvollen von einer andern des Discreten, Festbestimmten, Begrifflichen und Widerspruchsfreien zu unterscheiden, deren fortschreitende Wechseldurchdringung in paralleler Entwicklung, hier des Erkennens, dort des Seins, den Inhalt des Weltprocesses ausmache, — dieser von dem Vortragenden eingeschlagene Mittelweg scheint mir absolut ausgeschlossen, weil

Widersprechendes irgendwie als seiend setzen nichts andres heisst als dem Denken die unmögliche Aufgabe stellen, den Widerspruch zu denken. Dieser Consequenz sucht nun freilich Herr L. dadurch auszuweichen, dass er am Object den Gegenstand des Denkens als das „Seiende“ vom Gegenstande der Wahrnehmung oder der Vorstellung als dem Continuirlichen oder „Werdenden“ unterscheidet und dem Satz des Widerspruchs genug zu thun meint, wenn er nur vom ersteren Widerspruchslosigkeit und feste Bestimmtheit fordert, während er das Gebiet des Werdens der absoluten Bestimmungslosigkeit und dem Widerspruch preisgiebt. Allein mit Nominal-Definitionen und Wort-Distinctionen lässt sich das Denkgesetz nicht abfinden. Dasselbe lautet ganz unbedingt und unzweideutig: „was sich selbst widerspricht ist nicht“, das heisst nicht etwa nur, es ist kein Seiendes von der und der Classe, kein eigentliches, höheres, wahrhaft Seiendes, oder wie man es sonst nennen will, sondern es ist überhaupt gar kein Seiendes in irgend welchem Sinne, es ist von jeder Existenz absolut ausgeschlossen, es ist ganz und gar Nichts. Es muss demnach ganz willkürlich erscheinen, das Discrete und Beharrende das „Seiende“ zu taufen und als solches dem Continuirlichen und Wechselnden entgegenzusetzen, um letzteres dem Denkgesetz zu entziehn, zumal wenn man nicht wie Plato den Constructions- und Begriffs-Schematen, mit deren Hülfe der Verstand die unendliche Mannichfaltigkeit der Anschauung bemeistert, ein selbständiges über der Sinnenwelt schwebendes Dasein zuschreibt, sondern wie der Vortragende wahrheitsgemäss dieselben nur als Form- und Grenzbestimmungen am Concreten und Continuirlichen, als „Stationen“ im Fluss des Werdens betrachtet, denen also doch objectives Dasein jedenfalls nur soweit und sofern zukommen kann, als ihr Substrat es besitzt, welch letzteres demnach auf den Titel des Seienden mindestens ebensoviel Anspruch hat wie jene; denn was kann mich z. B. berechtigen, die im Spectrum bestimmten Merk- und Grenzlinien als das allein Seiende zu bezeichnen mit Ausschluss des dazwischen liegenden Farben-Continuums, da doch jene Linien gewiss keine reale Existenz hätten, wenn dieses nicht existirte. Eine Art von Schein gewinnt die Entgegensetzung überhaupt nur dadurch, dass man das eine Glied vorzugsweise oder gar ausschliesslich als das „Werdende“ fasst, was aber einmal schon incorrect ist, weil dem Discret-Begrifflichen ebensogut wie das zeitliche das räumlich Continuirliche gegenübersteht, das doch als solches nicht füglich als ein Werdendes bezeichnet werden kann. Aber auch das wirklich Werdende ist freilich das, was es wird, noch nicht, ist also, mit der gewordenen Bestimmtheit verglichen, ein Nichtseiendes, aber in jedem Moment des Werdens ist es doch gleichwohl ein anderweitig Seiendes und hat seine besondre objectiv fixirte und für den Begriff fixirbare Seinsbestimmtheit. Das Werdende ist

also auch ausserhalb jener festgelegten „Stationen“ ein Seiendes, wenn auch nicht das als was es in diesen bestimmt ist, und zwar ein Seiendes von in jedem denkbaren Moment objectiv-fixirter Bestimmtheit. Denn auch darin kann ich dem Herrn Vortragenden nicht beipflichten, dass er dem Continuirlichen, sei es in der Zeit, sei es im Raum, nur an gewissen durch die Entwicklung des Objects vorgezeichneten, durch das Denken fest gefassten Stellen, gleichsam absatzweise (wenn ich anders richtig verstanden habe) eine fixirte Seinsbestimmtheit zuerkennt, während er im Uebrigen ihm absolute Bestimmungslosigkeit oder gar widersprechende Bestimmungen zuschreibt, wie er beispielsweise behauptet, dass der bewegte Körper während der Bewegung in einem untheilbaren Zeitmoment an verschiedenen Orten sei. Wäre dem wirklich so, dann könnte der Verstand mit dem ihm durch die Wahrnehmung gebotenen Material überhaupt nichts anfangen, da jede einzelne aus demselben mit Hülfe seiner Constructionsmittel gebildete Vorstellung eine Unzahl directer Widersprüche enthalten würde, mithin Raum und Zeit auch nicht einmal jene empirische Realität besitzen würden, die sie haben müssen, um innerhalb ihrer Formen ein System der Erfahrungs-Erkenntniss entstehen zu lassen. Dazu gehört die absolute Gewissheit, dass alle am Continuum fixirbaren Bestimmungen nach a priori einzusehender Gesetzmässigkeit zusammenhängen, und dass jeder mögliche herauszuhebende Theil desselben einer festen den Denkgesetzen entsprechenden Bestimmung so gut fähig ist wie die in der actuellen Vorstellung schon herausgehobenen und begrifflich fixirten. Zwischen je zwei fixirten Raum- oder Zeitpunkten kann ich immer einen neuen fixiren, und ich bin a priori gewiss, dass die so fixirte reale Bestimmtheit des Objects weder sich selbst noch den vorher fixirten widersprechen wird, weil das fragliche Object sonst gar nicht Gegenstand meiner Anschauung werden, seine Vorstellung gar nicht zur Einheit meines Selbstbewusstseins gehören könnte. Auf dieser Gewissheit beruht alle Möglichkeit der Erfahrung und jede Bemühung sie zu erschüttern ist vergeblich. Alle skeptischen Einwürfe dagegen erweisen sich näher betrachtet als scheinbar, als auf ungenaue Wahrnehmung oder falsche Begriffsfassung gegründete Sophismen, die durch genauere Beobachtung und schärferes Denken widerlegt werden. Der fliegende Pfeil ruht nicht, denn Ruhe ist das dauernde Sein an demselben Orte, er bewegt sich auch nicht im untheilbaren Zeitmoment, weil zur Bewegung als continuirlicher Ortsveränderung ein Zeit*raum* gehört, sondern er *ist* einfach in jedem bestimmten Moment an einem anderen bestimmten Orte, und das Continuum der Oerter bildet die Bahn, das Continuum der Momente die Zeit der Bewegung. Weit gefehlt also, dass die Zeit und ihr fliessendes Werden den directen Widerspruch enthielte, dient die Anschauung derselben vielmehr dazu, den Widerspruch entgegen-

gesetzter Prädicate an demselben Subjecte zu heben. Der Körper ist hier, der Körper ist dort, das scheint sich zu widersprechen; ich nehme die Zeit zu Hülfe, sage, er war erst hier und dann dort, lasse Anfangs- und Endmoment zeitlich, Anfangs- und Endlage räumlich in einander übergehen, so dass auf jeden bestimmten Zwischenmoment eine bestimmte vermittelnde Lage kommt, und der Widerspruch ist gelöst, die disparaten Bestimmungen sind getrennt und verbunden ohne aufeinander zu stossen. — Allerdings, das ist ja auch meine Ueberzeugung, trägt die anschauliche Realwelt einen antinomischen Charakter; aber nicht als directer Widerspruch an einem bestimmten Punkt der einzelnen abgegrenzten Anschauung tritt derselbe hervor, sondern erst bei dem Versuch, die über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus liegende Totalität der Anschauungs- und Begriffs-Bestimmungen, die doch unter Voraussetzung der absoluten Realität des Sinnen-Objects, nothwendig als an sich gegeben zu denken ist, sich vorstellig zu machen. Analyse und Synthese gehn nämlich im Anschaulichen, wie sich a priori einsehn lässt, nach allen Richtungen absolut in's Unendliche und können ihrer Natur nach nie als beendet gedacht werden; daher setzt die Vorstellung des räumlich-zeitlichen Objects nach der Totalität seiner sich in unendlichen Reihen wechselseitig fordernden Bedingungen, d. h. also nicht mehr als Gegenstand einer bestimmten möglichen Erfahrung, sondern als an sich gegebnes ein für alle Mal fertiges transscendentes Object gedacht, den Abschluss eines seiner Natur nach unabschliessbaren unendlichen Progresses voraus, stellt folglich eine unmögliche Aufgabe und verwickelt das Denken in unvermeidliche Widersprüche, indem dasselbe sich genöthigt sieht, entweder das Unabschliessbare als fertig und abgeschlossen, oder das Fertige und Abgeschlossene als unabschliessbar zu setzen. So tritt das in den Formen unsres sinnlichen Vorstellens liegende, beim gewöhnlichen Verstandesgebrauch innerhalb bestimmter Erfahrung verborgen bleibende Irrationale, bei dem Versuch, dieselben als rein rationale Objectsbestimmungen metaphysisch zu verwerthen, deutlich zu Tage und zwingt das Denken, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, diesen Formen, trotz ihrer Brauchbarkeit und Unentbehrlichkeit für all unser auf bestimmt beschränkte Real-Erkenntniss gerichtetes Denken die absolut-objective Gültigkeit abzusprechen, d. h. ihre transscendentale Idealität neben und unbeschadet ihrer empirischen Realität zu behaupten. Hieraus würde nun freilich, da wir nun einmal mit unsern Begriffen auf unsre Anschauungen angewiesen sind, die Unerkennbarkeit des Dinges an sich folgen, falls man nämlich überhaupt glaubt ein solches annehmen zu müssen. Läugnet man den ganzen Begriff des absoluten Objects und identificirt man Sein mit Bewusstsein oder Denken und Vorstellen, so ist es freilich wahr, aber auch selbstverständlich, dass eine räumlich-zeitliche

Welt an sich nicht existirt, weil eben überhaupt kein Ansich existirt; und mit ihrer empirischen Realität würde sie alle Realität besitzen, die ihr überhaupt zukommen kann, und der ganze Streit wäre eigentlich müssig. Wie Herr L. hierzu sich stellt, ist mir nicht ganz klar geworden. Aus einigen Aeusserungen zu Anfang des Vortrages in Bezug auf die Begriffe Ding und Dinglichkeit, Gegenstand und Gegenständlichkeit, wollte es mir erst fast scheinen, als neigte er zu diesem rein idealistischen Standpunkt. Indessen stellte er dann doch wieder im weiteren Verlauf so entschieden das objective Dasein ausserhalb des vorstellenden Bewusstseins, dem blos vorgestellten Dasein, dem blossen Objectsein für ein vorstellendes Subject gegenüber, dass ich ihn doch glaube zu den Realisten im weiteren Sinne (zu denen z. B. auch Kant gehört) zählen zu müssen; und als solcher, meine ich eben, müsste er bei seiner Anerkennung des Satzes vom Widerspruch einerseits und der Irrationalität von Raum und Zeit andrerseits diesen einfach die absolute Objectivität absprechen, statt mit der Einführung seines dialektischen Objects, das seiner jedesmaligen Form nach widerspruchsfrei, seiner Materie nach widerspruchsvoll sein soll, Denken und Anschauen mit ihren streitenden Ansprüchen nicht sowohl zu versöhnen als unentwirrbar in eins zu verwickeln.

Hierauf führte Herr Assessor a. D. Kahle Folgendes aus:

Zunächst sage ich dem Hrn. Vortragenden meinen Dank für die gründliche Art und Weise, in welcher er sich über den eigentlichen Vortragsgegenstand ausgelassen hat. Der Hr. Vortragende hat sodann die Gelegenheit ergriffen, in wenig Worten und grossen Zügen uns ein Bild seines Systems der Philosophie vorzuführen. In der That sind alle Theile der gründlichen Wissenschaft, d. h. der Philosophie so verbunden, dass man sich über einen einzigen nicht äussern kann, ohne alle anderen mit hinein zu ziehn.

Was zunächst den Satz des Widerspruchs anbetrifft, so hat der Hr. Vortragende S. 201 behauptet, das bejahende (positive) Urtheil erweise sich auch als Verneinung, zunächst als Verneinung andrer Bejahungen, sodann als doppelte Verneinung, Verneinung einer Verneinung; die Rose ist roth, heisse: sie ist nicht grün; — ferner heisse dies: es gelte nicht, dass sie nicht roth ist (S. 201). — Wer urtheilt, hebe ein contradiktorisch entgegengesetztes Urtheil auf (S. 202). Mit diesen Sätzen in solcher Allgemeinheit bin ich nicht einverstanden. Man denke, Gott urtheile über sich selbst. Gott enthält alle Vorstellungen der einfachen, nicht auflöslichen Vorstellungsinhalte, z. B. die allgemeine Vorstellung von Blau. Jetzt urtheile Gott: „Ich habe die Vorstellung von Blau.“ Damit urtheilt er nicht, er habe nicht die Vorstellung von Roth. Reden wir allerdings von einem Geschöpf, einem beschränkten Dinge, so

müssen diesem in der That einige Eigenschaften fehlen, und mithin immer, wenn ich ihm etwas zuspreche, spreche ich ihm etwas anderes ab. Dies liegt aber an der eigenthümlichen Natur des Gegenstandes, über welchen geurtheilt wird. Dagegen liegt es nicht eigentlich im Wesen des bejahenden Urtheils, immer noch ein verneinendes an sich zu haben. Stelle ich ferner den Satz auf: „Ich, dieser Mensch im gegenwärtigen Augenblicke, habe die Vorstellung von Blau.“ — Es wird angemerkt: Vorstellung von Blau ist als das allgemeine, abstrakte Vorstellen von Blau gemeint. Es soll also nicht gesagt sein: „Ich habe die gegenwärtige Empfindung von Blau“, noch auch: „Ich habe die Erinnerung von Blau“. Nun dieser Satz: Ich, das gegenwärtige Ich, habe die Vorstellung von Blau ist ein Zergliederungsurtheil und ist unmittelbar gewiss. Wollte ich den Satz aufstellen: „Ich, dies bestimmte, dies gegenwärtige Ich, habe nicht die Vorstellung von Blau“, so enthielte dieser Satz einen Widerspruch. Denn indem ich sage: „Ich, dies gegenwärtige Ich, habe nicht die Vorstellung von Blau“, muss ich doch diese Vorstellung haben. Also der Satz des gegenwärtigen Ichs: „Ich, das gegenwärtige Ich, habe nicht die Vorstellung von Blau“, ist falsch, folglich ist der widersprechende (contradiktorisch entgegengesetzte) Satz: „Ich, das gegenwärtige Ich, habe die Vorstellung des Blau“, richtig. Allein dieses Umweges bedurfte es nicht, um dem Ich, welches die Vorstellung von Blau hatte, die Ueberzeugung zu verschaffen, dass es die Vorstellung von Blau habe. — Ist ein solcher Umweg nicht nöthig, so wird man sich nicht die Mühe geben, ihn zu gehn. In den meisten Fällen wird man allerdings nicht unmittelbare Gewissheit haben. Der Satz des Hrn. Vortragenden also: „Jedes Urtheil ist auch das Verwerfen seines kontradiktorisch entgegengesetzten, bedarf der Einschränkung.

Der Hr. Vortragende hat im Laufe seines Vortrags das Wort Objekt in verschiedenen Bedeutungen gebraucht, und es ist mir nicht immer leicht gewesen zu verstehn, in welcher Bedeutung er es an einer bestimmten Stelle eigentlich verstanden wissen wollte. Ehe ich fortfahre will ich daher bestimmen, was ich selbst mit Objekt ausdrücken will, nämlich das unabhängig von mir, vom menschlichen Ich existirende Ding. Vom Objekt unterscheide ich das Denkmaterial, oder den Denkstoff. Z. B. das eigene Ich kann mein Denkstoff nicht sein, mein Ich ist aber nicht ein von mir unabhängig existirendes Ding. Der Hr. Vortragende hat sich zum Idealismus bekannt, Denkstoff — der Hr. Vortragende sagt Objekt — für das Denken sei nicht das äussere Ding, sondern unser Vorstellen des Dinges, Stoff — der Hr. Vortragende sagt Objekt — für das Vorstellen sei die Anschauung, für diese wieder das Wahrnehmen, für dieses endlich das Empfinden (S. 211. 212). Immer sei ein Gegensatz zwischen Innerem und Aeusserem. Das Objekt für den

denkenden Geist sei er selbst auf niederer Stufe (S. 213). Wenn nun indessen der Hr. Vortragende S. 212 gesagt hat: „Die Wahrnehmung hat ihr Material an dem, was nicht Geist ist, an der Sinnlichkeit, an der Empfindung", so ist in diesem Satze etwas Unrichtiges. Gilt der Satz: „Zu dem, was nicht Geist ist, gehört Empfindung", so gilt auch die Umkehrung: „Geist ist nicht Empfindung". Nehmen wir aber das Denken ohne Empfindung, so ist das so Vorgestellte das abstrakte Denken, der Inhalt eines allgemeinen, abgezogenen (abstrakten), unvollständigen, seiner Unvollständigkeit sich bewussten Vorstellens. Das wirkliche Denken enthält immer Empfindung (oder doch die darin enthaltenen einfachen, unauflöslichen Vorstellungsinhalte). Also der Satz: „Geist ist nicht Empfindung", ist unrichtig. Also ist der vom Hrn. Vortragenden aufgestellte Satz: „Empfindung ist nicht Geist", unrichtig. — Der menschliche Geist ist ein mannigfaltig einheitliches Vorstellen, welches als eine Art seines Vorstellens die Empfindungen enthält. Nicht die Empfindungen als solche sind für das menschliche Ich unmittelbar die Vorstellung eines von ihm verschiedenen Dinges; erst dass die menschlichen Empfindungen zusammengesetzte Vorstellungen sind, z. B. einen Grad haben, in eine räumliche Ordnung gefasst werden können, ist Veranlassung für den Menschen, die Empfindungen und sich selbst als Erzeugnisse eines von ihm verschiedenen Geistes zu denken und weiter die Empfindungen als Abbilder von Vorgängen in anderen Dingen anzusehn. Denn es ist ein unmittelbar gewisser Satz: Der Geist — der schlechthinnige Geist — besitzt nur solche zusammengesetzte Vorstellungen, welche er selbst zusammengesetzt hat. Der Mensch erklärt sich zunächst für schlechthinnigen Geist, andrerseits findet er in sich zusammengesetzte Vorstellungen, welche er selbst nicht zusammengesetzt hat. Diesen Widerspruch zu lösen, muss der Mensch sich als einen geschaffenen Geist denken. Der Hr. Vortragende sucht auszuführen, dass das Objekt in Gleichzeitigkeit und in Aufeinanderfolge fliessend, stetig, unbestimmt sei, und gelangt so zu einem Dualismus; auf der einen Seite sei ein Werdendes, stetig Fliessendes, Unbestimmtes, auf der anderen Seite der feste, bestimmte Begriff, welcher jenes fassen wolle, aber er scheine es nicht völlig ergreifen zu können. Man müsse also ein Drittes voraussetzen, in welchem sich jene beiden entgegengesetzten Dinge, Werden und Begriff, zur Einheit aufhöben, einen schöpferischen Willen, welcher nach seinen Zwecken sowohl das unbestimmte Werden, als den überwältigenden, formenden Begriff setze. Es wäre nun doch wünschenswerth gewesen, wenn der Hr. Vortragende dies Dritte etwas eingehender bestimmt hätte. Als Wille muss dies Dritte auch Vorstellungen besitzen; welche denn, fragen wir aber vergeblich. Ferner was bedeutet schöpferisch? Ist die Schöpferkraft eine besondere Kraft? Nach meiner Anschauung hat der ursprüng-

liche Geist (Gott) keine besondere Schöpferkraft, sondern sein Denkvermögen, worin auch die Fähigkeit des Zusammensetzens liegt, ist seine Schöpferkraft. Ferner nach dem Hrn. Vortragenden ist das Dritte, das Absolute, als solches ein bestimmtes Denken, Vorstellen. Z. B. hat der Hr. Vortragende S. 222 gesagt: „Alles ... wird gelenkt von dem einen, höchsten Zwecke eines in allem Verschiedenen sich selber festhaltenden Willens u. s. w.“ Ferner: „Im Ganzen der Erkenntniss, im System findet das Erkennen seine Ruhe und findet es, vor der Unruhe der durch die Unbestimmtheit immer neu entzündeten Bewegung gesichert, das einheitliche Princip, welches ebensowohl die zu formende Unbestimmtheit als den formenden Begriff setzt u. s. w.“ Also nach dem Hrn. Vortragenden ist das Absolute ein bestimmtes Vorstellen und Denken. Zunächst hat nun der Hr. Vortragende nicht klargemacht, wie das Urding, das Absolute, es ausführt das Fliessende zu setzen. Dies wäre doch eigentlich nothwendig gewesen. In der That aber wäre es dem Absoluten unmöglich gewesen, ein Fliessendes, Stetiges hervorzubringen. Da der Hr. Vortragende uns eine sehr unvollständige Schilderung des Urdinges, des Absoluten gegeben hat, bleibt mir nichts übrig, als von meiner eignen Vorstellung Gottes auszugehn, um zu sagen, was ich meine. Für mich enthält Gott in seinem Urzustande erstens das besondere Vorstellen jedes einzelnen aller vorhandenen, einfachen, unauflöslichen Vorstellungsinhalte, z. B. des allgemeinen Blau, und ist er ferner das Vorstellen, welches mit einem Schlage, einheitlich alle jene Vorstellungsinhalte vorstellt. Darin liegt: er unterscheidet ursprünglich, gleichzeitig und ohne Weiteres jeden Inhalt von jedem anderen. Dies Absolute soll nun nach dem Hrn. Vortragenden das stetige Objekt, die Unbestimmtheit des Werdens setzen. Die Stetigkeit kann aber in dem Gleichzeitigen und in dem Aufeinanderfolgenden sein. Also Gott stelle das einfache Blau, welches der Mensch in seiner allgemeinen abstrakten Vorstellung des Blau findet, vor, und ebenso das einfache Roth. Jetzt will Gott alle Zwischenfarben dazwischen denken. Nun gibt es aber zwischen dem einfachen Roth und dem einfachen Blau nur eine einzige Zwischenvorstellung, die nämlich, wo ein einfaches Roth mit einem einfachen Blau gemischt ist, (Violett). Diese Zwischenvorstellung ist das einheitliche Vorstellen von Roth und Blau, worin das einheitliche Vorstellen das möglichst grosse Uebergewicht über das Besondersvorstellen je des einfachen Roth und des einfachen Blau besitzt. Ganz schwach ist das Besondersvorstellen aber auch in jenem einheitlichen Vorstellen enthalten. Zu unendlich vielen Zwischenvorstellungen kommen wir gar nicht. — Wollte man aber sagen, man könne auch 2 Blau und 1 Roth mischen, 2 Blau und 2 Roth, 3 Blau mit je 1 Roth, 2 Roth, 3 Roth und umgekehrt ebenso Roth mit Blau u. s. w. ins Unendliche, so sieht man ein: Wie viel

Mischungen man auch gemacht haben wird, man wird immer noch mehr herstellen können. Wer also hier alle Zwischenvorstellungen denken wollte, würde mit dieser Arbeit nie zu Ende kommen. Nun findet aber das gegenwärtige menschliche Ich sich selbst in diesem gegenwärtigen Augenblick, was den in ihm vorhandenen Inhalt anbetrifft, als ein fertiges. Mithin sind jedenfalls im gegenwärtigen menschlichen Ich nicht solche unzähligen Zwischenvorstellungen, überhaupt nicht unzählig viele Vorstellungen enthalten. Das menschliche Ich weiss auch unmittelbar nur von sich selbst, und ist eigentlich sein einziger Denkstoff. Es ergibt sich also, dass die Stetigkeit in dem gleichzeitigen Inhalt, welche nach dem Hrn. Vortragenden in den Objekten sein soll, nicht möglich ist. Gott hätte mit Schaffung solcher Objekte nicht zu Ende kommen können. Ferner ist noch bei dem obigen Beispiel zu bemerken, dass da z. B. 100 eins mehr ist als 99, man also 100 nur unter der Bedingung denken kann, dass man 99 gedacht hat, Gott jenes Mischen von 2 Blau mit 1 Roth, 10 Blau mit 1 Roth, 99 Blau mit 1 Roth, 100 Blau mit 1 Roth u. s. w. nicht gleichzeitig und auf einmal hätte bewerkstelligen können, und dass daher jene unendlich lange Reihe von Mischungen, weil diese letzteren in Bedingungsverhältnissen stehen, eine unendlich lange Zeit erzeugen würde. Denn die Zeit ist nicht ein selbstständig existirendes Ding, sondern die Vorstellung einer Reihe von Dingen, welche in Bedingungsverhältnissen stehn. — Auch durch Einschränken des einfachen Blau könnten nicht unzählige Zwischenvorstellungen geschaffen werden, denn ein einfacher Vorstellungsinhalt lässt sich nicht einschränken. Eventuell wäre das eingeschränkte Blau ebensogut Blau als das uneingeschränkte. Mit unserem sogenannten Einschränken hätten wir also nichts gethan, wir hätten nur das Wort „Eingeschränktes Blau“ erschallen lassen, während uns irgend ein entsprechendes Gedachtes fehlen würde. In gleicher Weise hätte Gott mit Schaffung der unendlich vielen Zwischenzustände, welche nach dem Hrn. Vortragenden immer zwischen zwei bestimmten zeitlich verschiedenen Zuständen eines Objekts in der Mitte liegen sollen, nicht fertig werden können, während doch thatsächlich jene beiden Grenzzustände ein Fertiggestelltsein darstellen. Wollten wir ferner das Unmögliche setzen und annehmen, jene Objekte, welche nach ihren gleichzeitigen und aufeinanderfolgenden Bestimmungen stetig wären, seien erschaffen worden und existirten also, so würden sie doch trotz ihrer Unendlichkeit aus unendlich vielen bestimmten Bestimmungen, beziehentlich Zuständen bestehen. Der Hr. Vortragende behauptet aber, die Objekte seien nicht bestimmt, während m. E. in Wahrheit der Mangel an Bestimmtheit nur der menschlichen Auffassung jener Objekte ankleben würde. Der Hr. Vortragende hat z. B. an einer Stelle (S. 217) gesagt: „Die Absicht kann nicht sein, das Fliessen, als solches,

zum völligen Stillstand zu bringen. Dass die Grenzenlosigkeit dahinter liegt, wird nicht verkannt. Das Krumme wird nicht grade. Das Unbestimmte bleibt draussen als das was kein Sein hat.“ — Wollte endlich Jemand einwenden, dem Menschen zwar sei es unmöglich in endlicher Zeit jene unendlichen Reihen zu schaffen und zu Ende zu bringen, nicht aber dem unbeschränkten Geiste, Gott,so wäre hierauf Folgendes zu erwiedern. Zunächst wird bestritten, dass man Gott in derartigem Sinne als unbeschränkt denken darf, als sei diese Unbeschränktheit gänzlich unbestimmt und schrankenlos. Gott ist jedenfalls durch seine Natur, durch die ihm innewohnenden Gesetze geregelt. Allerdings würde man dies nicht Beschränktheit nennen dürfen. Der Mensch denkt sich nun zu sich eine Ursache und als diese einen Geist, und letzteren zunächst ebenso als sich. Findet er aber Gründe diesen Geist, Gott, seine, des Menschen Ursache anders zu denken als sich, diesen Menschen, so denkt er ihn anders. Z. B. der Mensch kann nur in vermindertem Maasse mehre Gedankenreihen gleichzeitig entwickeln. Man muss aber annehmen, Gott, als Ursache so vieler gleichzeitig existirender Millionen Menschen, Sterne u. s. w. könne gleichzeitig ohne Beschränkung beliebig viel Gedankenreihen entwickeln. Dagegen der Mensch kann sich nicht einen Kreis denken, dessen Linie an einer Stelle eine Schleife beschreibt. Dieser Gedanke enthält einen Widerspruch. Es ist aber keine Veranlassung anzunehmen, dass Gott diese Fähigkeit habe, widerspruchsvoll zu denken. Ist nun Veranlassung, anzunehmen, dass Gott unendliche Reihen in endlicher Zeit zu Ende denken, fertig machen könnte? Der Fragesatz enthält einen Widerspruch; denn Gott hätte dadurch, dass er eine unendliche Reihe von Gliedern gedacht, also erzeugt hätte, eben eine unendlich lange Zeit erzeugt. Hier ist offenbar keine Veranlassung, kein besonderer Grund, ein ganz Unmögliches, etwas Widerspruchsvolles, als vorhanden in Gott zu setzen. Angenommen aber Gott besässe die gewünschte Fähigkeit, so hätte er sicherlich uns nicht mit solchen unendlichen Reihen in Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge erfüllt. Denn alsdann würden wir Menschen bei unseren beschränkten Denkfähigkeiten allerdings ausser Stande sein, uns selbst zu verstehn, d. h. deutlich zu denken. Dann wären wir aber die sonderbarsten Geschöpfe. Mit der allerdings beschränkten Fähigkeit ausgerüstet deutlich zu denken, von dem brennendsten Wunsche beseelt, dies zu thun und uns in unserer Ganzheit, unserem ganzen Umfange nach deutlich zu denken, wäre uns ein Denkstoff unterbreitet, dessen wir uns nie völlig bemeistern könnten. Wir wären alsdann ein ganz unordentliches, schlechtes, verfehltes, sinnloses Geschöpf Gottes. Denken wir uns aber unsere Ursache (Gott) genau, nämlich so, wie beschaffen er sein muss, um unsere Ursache sein zu können, so fehlt in ihm das, was Grund einer solchen Unordnung in seinen

Geschöpfen sein könnte. Er vergisst nicht, stellt ursprünglich deutlich vor, kann gleichzeitig alle gleichzeitig möglichen Gedankenreihen entwickeln u. s. w. Ich glaube daher bewiesen zu haben, dass das menschliche Ich, also auch die Objekte nach ihrem gleichzeitigen und aufeinanderfolgenden Inhalte nicht stetig, fliessend sind, mindestens aber festgestellt zu haben, dass die darauf gehende Behauptung des Hrn. Vortragenden nicht bewiesen ist. Es wird indessen nicht überflüssig sein, auf die Ausführungen des Hrn. Vortragenden im Einzelnen einzugehn. Zunächst hat der Hr. Vortragende Ausdrücke gebraucht, als ob Zeit und Raum für sich bestehende, selbstständig existirende Dinge wären, er hat vom Raumerfüllenden, von der Beziehung auf die Zeit gesprochen, welche bei allen Aussagen hinzugedacht werden müsse, ferner davon, dass das Ding in demselben untheilbaren Zeitmoment etwas, was es sei, nicht sei. Aber nicht die Dinge sind im Raum und der Zeit, sondern an den Dingen stellen wir gewisse Ordnungen vor, deren eine wir den Raum, deren andere wir die Zeit nennen. Ich werde daher auf den mathematischen Raum gar nicht näher eingehen. Dieser ist bloss die Vorstellung eines Gesetzes, nach welchem wir Dinge oder Vorstellungsinhalte formen, ordnen könnten oder möchten, wenn wir die letzteren hätten, ist eine abgezogen allgemeine und unvollständige Vorstellung, welche uns bloss eine halbe Belehrung über die Dinge, welche in dieser Ordnung sind, geben kann. Die unendliche Theilbarkeit des mathematischen Raumes ist insoweit richtig, dass wir anerkennen, dass wir nicht nur 7, oder 100 Dinge uns in räumlicher Ordnung denken könnten, sondern beliebig viel, und immer noch mehr, mehr als jede bestimmte Zahl angeben würde. Stellen wir aber wirklich vorhandene Dinge oder Vorstellungsinhalte in räumlicher Ordnung wirklich vor, dann spricht die eigne Natur dieser Dinge oder Vorstellungsinhalte das entscheidende Wort darüber, ob sie getheilt sind oder sich theilen lassen, und muss dem gegenüber die Raumform verstummen. Wir bemerken, dass wir unsere Sehempfindungen und unsere Tastempfindungen in räumlicher Ordnung vorstellen. Man muss nun voraussetzen, dass die Masse der Sehempfindungen aus mannigfaltig-einheitlichen Punkten mit Ortszeichen besteht, welche uns veranlassen, den einen Punkt $(10\ A + \alpha)$ wegen des Ortszeichens α als unmittelbaren Nachbar des anderen Punktes $(20\ B + \alpha + \beta)$ und nicht als Nachbar des dritten Punktes $(30\ C + \gamma + \delta)$ zu denken, in welchem letzteren das Ortszeichen α fehlt. Jetzt würde nun, wenn wir auf diese Voraussetzung die Ansicht des Hrn. Vortragenden anwenden, jeder solche Punkt wieder in's Unendliche in solche einheitlich-mannigfaltigen Punkte zerfällt sein. Der Hr. Vortragende hat wörtlich S. 214 gesagt: „Das Raumerfüllende zerfällt in Theile seiner Theile bis in's Unbestimmte.“ Zunächst wird aber das Getheiltsein durch die gewöhn-

liche Erfahrung nicht bestätigt. Unsere Sehempfindungen sind nicht getheilt, sondern jede ist mit allen anderen auf bestimmte Weise zu einer Gesammtmasse verschmolzen. Wollen wir dann unsere Sehempfindungen theilen, so gelangen wir bald zu Ende. Auch das Denken führt nicht auf das unendliche Getheiltsein. Wir sahen, Gott hätte mit der Fertigstellung unendlich vieler Vorstellungsinhalte nicht zu Ende kommen können, während unser gegenwärtiges Ich und die darin enthaltenen Lichtempfindungen doch fertig sind. Auch aus der räumlichen Ordnung als solcher folgt nicht jenes unendliche Getheiltsein. Man denke sich drei Personen 1, 2, 3, die Person 1 stelle $10\,A + \alpha$, die Person 2 stelle $20\,B + \alpha + \beta$, die Person 3 stelle $30\,C + \beta$ vor: so stellt man nothwendig diese 3 Personen in einer graden Linie vor. Die Person 1 bleibt einerseits für sich als verschieden von den Personen 2 und 3 durch $10\,A$, ebenso die Person 2 verschieden von den Personen 1 und 3 durch $20\,B$, die Person 3 verschieden von den Personen 1 und 2 durch $30\,C$. Aber die Personen 1 und 2 schmelzen an einander durch das beiden gemeinsame α, die Personen 2 und 3 durch das beiden gemeinsame β. Wer leugnen sollte, dass man die Personen 1, 2 und 3 zusammen vorstellend eine grade Linie vorstelle, wird vielleicht zugeben, dass die grade Linie ein Gleichniss des Verhältnisses der Personen 1, 2 und 3 sein könne. — Nun lässt sich eine Person nicht theilen.

Ich habe also hier mehre Dinge in einer räumlichen Ordnung — allerdings sehr ursprünglicher Art, mit nur einer Ausdehnung — vorgeführt, wo die Dinge — das Raumerfüllende nach dem Ausdruck des Hrn. Vortragenden — nicht in's Unendliche getheilt sind. Ich schliesse also, dass aus der räumlichen Ordnung als solcher dieses Getheiltsein in's Unendliche nicht folgt. Ich glaube vorstehend nachgewiesen zu haben, dass das in räumlicher Ordnung von uns Vorgestellte nicht in unendlich viel Theile zerfällt ist, mindestens dass die betreffende Behauptung des Hrn. Vortragenden nicht bewiesen ist. Der Hr. Vortragende behauptet, das Bewegte sei im kleinsten Zeittheil nicht an einem bestimmten Orte, es sei da, wo es nicht ist (S. 215). Hierauf ist zu erwiedern. — Ein Ding D hat sich bewegt, wenn es seine unmittelbare Nachbarschaft n^1 geändert hat, also statt des Nachbars n^1 den Nachbar n^2 erhalten hat. Dies setzt aber eine Veränderung im Dinge D oder der Nachbarschaft, den anderen Dingen, voraus, nämlich die Ortszeichen in ihnen müssen andere und solche geworden sein, dass ich eine andere Nachbarschaft für D vorstellen kann und muss. Diese Veränderung bestimmt aber 2 Zeitpunkte; im ersten hat das Ding D den Nachbar n^1 und nicht n^2, im zweiten Zeitpunkt den Nachbar n^2 und nicht n^1. Nach dem Hrn. Vortragenden hätte gleichzeitig das Ding D den Nachbar n^1 und hätte ihn nicht. Dies enthielte einen Widerspruch im Vorstellen.

Ein solches Vorstellen, Urtheilen wäre nach den Ausführungen des Hrn. Vorredners zu Eingang seines Vortrags zu verwerfen und Beweis, dass seine Ansicht von der Bewegung eine unrichtige ist. — Also die Person 1 stellt 10 $A + \alpha$, die Person 2 stellt 20 $B + \alpha + \beta$, die Person 3 stellt 30 $C + \beta$ vor. — Denken wir nun andere 3 Personen, nämlich I, II III. I stelle 10 $A + \alpha$, II stelle 30 $C + \alpha + \beta$, III stelle 20 $B + \beta$ vor, so bilden die Personen I, II und III zusammen vorgestellt, eine grade Linie. Denkt man sich ferner dass die aus den Personen 1, 2, 3 bestehende Linie Ursache der aus den Personen I, II, III bestehenden Linie sei, alsdann hat man eine Bewegung vorgestellt. Ich kann nur andeuten, dass nach meiner Ansicht es für ein vollständiges, deutliches und richtiges Denken ein Vergehen nicht gibt, sondern dass die Vorstellung eines solchen auf Irrthum beruht oder anders ausgedrückt: Gott vergisst nicht, denn hierin würde eine Selbstvernichtung, also ein Widerspruch liegen. Die Person 1 in der Linie 1, 2, 3 enthält ebenso wie die Person I in der Linie I, II, III vollständig gedacht, 10 $A + \alpha$, sie hatte aber in der Linie 1, 2, 3 zum Nachbar die Person 2 gleich 20 $B + \alpha + \beta$, während sie in der Linie I, II, III zum Nachbar die Person II gleich (30 $C + \alpha + \beta$) hat. Die Personen 1 und I in den beiden Linien sind nun dieselbe Person. Diese Person hat sich aber bewegt, weil sie ihre Nachbarschaft verändert hat. — Nach einer oberflächlichen Betrachtung würde es übrigens scheinen, als ob die Person 1 gleich I ihre Stellung nicht verändert hätte.

Nehmen wir aus der Linie 1, 2, 3 die Person 2, welche 20 $B + \alpha + \beta$ vorstellt, so ist Person 2 verschieden von der Person III in der Linie I, II, III, welche (Person III) 20 $B + \beta$ vorstellt, da Person 2 das α mehr enthält. Folglich in der Linie I, II, III, ist die Person 2 aus der Linie 1, 2, 3 gar nicht mehr vorhanden, und wir können daher gar nicht sagen, die Person 2 habe sich bewegt. — Nun begeht das gewöhnlich Vorstellen folgende Fehler. Person 2 ist das Vorstellen von 20 $B + \alpha + \beta$, Person III stellt 20 $B + \beta$ vor. Spricht man — auf abstrakte Weise — von einer Person 20 B, anstatt von der Person 20 $B + \alpha + \beta$ oder der Person 20 $B + \beta$, so kann man von der Person 20 B sagen: die Person 20 B ist in Linie 1, 2, 3 Nachbar von der Person 1 gleich $A + \alpha$, in der Linie I, II, III Nachbar von II gleich 30 $C + \alpha + \beta$, und nicht Nachbar von I gleich 10 $A + \alpha$. Nun ist aber Person 1 gleich Person I. Setzt man im ersten Satze für 1 nun I, so lautet er: „Die Person 20 B ist Nachbar von I, wobei die Worte in der Linie 1, 2, 3 fortgelassen sind. Nach dem 2. Satze ist aber 20 B nicht Nachbar von I, wobei die Worte in der Linie I, II, III fortgelassen sind. Der so vorliegende Widerspruch beruht darauf, dass während man von 2 verschiedenen Subjekten hätte sprechen sollen, nämlich von der früheren Person 2

und der späteren Person III, man eine erst erzeugte, abgezogene allgemeine (abstrakte) unvollständige Vorstellung zum Subjekt erhoben, und von dem letzteren Aussagen gemacht hat, welche nur von den besonderen Vorstellungen, den Personen 2 und III gelten können.

Nimmt man nun auch an, dass die Person III ($20\,B + \beta$) in der Linie I, II, III, eine Fortsetzung der Person 2 gleich $20\,B + \alpha + \beta$ in der Linie 1, 2, 3 sei, dass also die Person 2 Ursache oder Mitursache von Person III sei, dass 2 und III also eine Reihe zu einem und demselben Zwecke hin bilden oder mit dem gewöhnlichen Ausdrucke nur eine einzige Person ausmachen, so ist doch die Reihe als Ganzes überhaupt nicht in einem Orte, sondern bloss jedes einzelne Glied der Reihe hat eine bestimmte Nachbarschaft. Die Vorstellungsweise, wonach das Bewegte gleichzeitig in 2 Orten sei, oder in einem Orte sei und nicht sei, macht also fälschlich zum Subjekt der Aussage, dass etwas eine Stellung unter mehreren räumlich geordneten Dingen habe, die mehrere nacheinanderfolgende Zeitpunkte bestimmende Reihe, während nur die je einen einzigen Zeitpunkt bestimmenden Glieder der Reihe Subjekte solcher Aussagen sein können. Die Folge ist, dass jene Vorstellungsweise zu . . . . . widerspruchsvollen Ergebnissen kommt. Ferner könnte man von einer Persou der Linie 1, 2, 3 z. B. 1 aussagen: sie enthalte den Grund einer derartigen künftigen Veränderung ihrer selbst, also von der Person 1, oder ihrer Nachbarperson 2, oder anderer der in der Raumordnung befindlichen Dinge, dass nachdem diese Veränderung eingetreten sein werde, man nun die Person 1 in einer anderen Nachbarschaft sehen, vorstellen, denken werde. Dann würde man sagen müssen, die Person 1 enthalte den Grund einer Bewegung, und mit einem sehr schlechten Ausdruck sagen, die Person 1 sei in Bewegung. Oder die Person 1 ist eine solche, dass in ihr nicht ein derartiger Grund einer solchen inneren Veränderung ihrer selbst, oder einiger, oder aller anderen räumlich geordneten Dinge vorhanden ist, dass man, nachdem diese Veränderung eingetreten sein werde, nun die Person 1 in einer anderen Nachbarschaft erblicken müsste. Alsdann müsste man sagen, die Person 1 enthalte nicht den Grund zu einer Bewegung und würde mit einem sehr schlechten Ausdruck sagen, die Person 1 sei nicht in Bewegung. Ich glaube hiermit vorgeführt zu haben, dass man sich eine Bewegung denken kann, ohne in den Widerspruch zu fallen: „das Bewegte ist in einem und demselben Augenblick in einem und demselben Orte und ist nicht darin.“ — Da die einzelnen Vorstellungsinhalte, welche wir in räumlicher Ordnung vorstellen, nicht in unendlich viele Theile zerfällt sind, so ergiebt sich ohne Weiteres, dass von einer Stetigkeit der Bewegung nicht die Rede sein kann, mindestens dass diese Stetigkeit nicht erwiesen ist. Also auf die Linie 1, 2, 3 (gleich $10\,A + \alpha$. —

$20\ B + \alpha + \beta$. — $30\ C + \beta$) folgt unmittelbar die Linie I, II, III (gleich $10\ A + \alpha$. — $30\ C + \alpha + \beta$. — $20\ B + \beta$). Nachdem die Person 1 (gleich $10\ A + \alpha$) Nachbar von der Person 2 (gleich ($20\ B + \alpha + \beta$) war, ist sie nun als Person I (gleich $10\ A + \alpha$) Nachbar von Person II (gleich $30\ C + \alpha + \beta$). Die Nachbarschaft bestimmt sich durch die Gleichheit des Ortszeichens α. Eine dritte Ordnung der 3 Personen, welche zwischen den 2 aufgeführten in der Mitte liegen könnte, gibt es in diesem Raume — welcher mit nur einer Ausdehnung gedacht ist, nicht. Inwiefern man nun die menschlichen Empfindungen in ihrem Kommen und Gehn, Wachsen und Schwinden — wie man sich ungenau ausdrückt — als Abbilder von Bewegungen ansehen und aus der Stetigkeit der Bewegungen, auf die Stetigkeit des Entstehens und Vergehens der Empfindungen schliessen will, so ist dieser Schlussfolgerung mit dem Fortfall der Stetigkeit der Bewegung der Boden entzogen. Stellen wir uns aber auf den Boden der inneren Beobachtung, so ist es durch irgend welche Erfahrung nicht festzustellen, dass zwischen 2 bestimmten Empfindungsgrössen, welche auf einander folgen, noch unendlich viele Zwischengrössen dazwischen sind. Gott hätte auch mit Schaffung derselben nicht fertig werden können. — Die Zeit ist nach dem Hrn. Vortragenden S. 215 ein Nicht-mehr- und ein Noch-nicht-sein. In demselben Augenblick ist nach dem Hrn. Vortragenden das Ding was es ist, nicht, also vergehend, und ist es, was es nicht ist, also entstehend. Im Vergehen sei das Ding in demselben Zeitmoment fortrückend nicht mehr, was es war und dauere doch ununterscheidbar fort. M. E. widerlegt sich der Hr. Vortragende mit seinen eigenen Worten. Die Ordnung von Sein und Nichtsein, welche er beim Entstehen beziehentlich Vergehen behauptet, genügt ja um 2 verschiedene Zustände des Dinges und also 2 verschiedene Zeitpunkte kenntlich zu machen. Die widerspruchsvolle Art, wie der Hr. Vortragende sich die Veränderung denkt, kommt daher, dass er es so ansieht, als ob die Veränderung und die Zeit geschehe, während sie erst die Zeit bestimmt in der Zeitvorstellung hervorbringt. Die Vorstellung des Hrn. Vortragenden von der Veränderung enthält einen Widerspruch und ist also zu verwerfen. Schliesslich will der Hr. Vortragende diese seine widerspruchsvolle Vorstellung, damit rechtfertigen, dass das Objekt sich eines Widerspruchs schuldig gemacht habe, S. 225. Wenn man aber sich vorstellt, dass ein anderer Mensch einen Widerspruch begehe, so kann man dies sehr wohl thun, ohne seinerseits in einen Widerspruch zu fallen. Derjenige übrigens, welcher nur diesen Vortrag des Hrn. Vortragenden gehört und nicht Kenntniss von anderen Meinungsäusserungen desselben hätte, würde m. E. Anstoss daran nehmen, dass der Hr. Vortragende überhaupt von Widersprüchen in den Objekten spricht. Der Hr. Vortragende kann dies allerdings thun, da nach ihm jedes Objekt Denkthätig-

keit besitzt. Dies ergiebt sich aus seiner Aeusserung in diesem Vortrag S. 212: „Ein vom Geiste gänzlich Verlassenes gibt es nicht," so wie aus den Auslassungen des Hrn. Vortragenden in der Entgegnung auf den Vortrag des Herrn Dr. v. Heydebreck „Ueber den Begriff der unbewussten Vorstellung (oben S. 106): „Das Seiende ist auch gedankenvoll. Es gibt nur mehr Bewusstes und minder Bewusstes."

Ueberhaupt bemerkt m. E. das menschliche Ich an sich ein doppeltes Werden, ein unfreiwilliges, das — fälschlich so genannte — Kommen und Gehen der Empfindungen, ferner das Vergessen von Begriffen . . . . . und ein freiwilliges, welches auf der Thätigkeit des Ichs beruht. Der Hr. Vortragende hat dies letztere Werden sehr wenig beachtet. In diesem Werden ist nämlich auch nicht scheinbar ein Vergehen, sondern nur ein Entstehen, ferner auch nicht scheinbar eine Stetigkeit im Sein unendlich kleiner Uebergänge, sondern geschieht der Fortschritt zwar ohne Lücke aber plötzlich von Stufe zu Stufe. Jemand will von Berlin nach Dresden reisen und überlegt, ob auf der Berlin-Anhalter oder Berlin-Dresdener Bahn. Die Preise sind dieselben, die Zeitdauer auch, auf jener geht aber der Zug um 8 Uhr, auf dieser um 9 Uhr früh ab, sonstige Entscheidungsgründe fehlen. Der Betreffende entscheidet sich, auf der Berlin-Anhalter zu fahren, weil auf dieser der Zug früher abgeht. Diese Entscheidung ist Abschluss einer inneren Veränderung, und bestimmt einen Zeitpunkt. Hier in dieser Gedankenreihe, also dieser Zeit liegt auch nicht der Schein von unendlich vielen Uebergangszuständen vor. Es ist nun möglich und nöthig, das unfreiwillige Werden im menschlichen Ich auf ein freiwilliges Werden, beziehentlich Thun Gottes, welcher den Menschen geschaffen, erdacht hat und fortwährend erdenkt, zurückzuführen. Hiermit erweist sich dann die anscheinende Stetigkeit im unfreiwilligen Werden des menschlichen Ichs als ein Irrthum.

Beziehentlich der Formen hat sich der Hr. Vortragende wörtlich geäussert an einer Stelle (S. 212): „die alles Material durchdringende ursprüngliche Formenwelt des Geistes", an einer anderen Stelle (S. 213): „durch die ewigen eingeborenen Formen des Geistes" an einer dritten Stelle (S. 222): „Des Willens, der um sich zu bewähren den Begriff mit der Vielheit der in ihm enthaltenen Formen und Bestimmungen und die Unbestimmtheit des Werdens setzt, an der sich die Macht des Begriffs erprobe, damit alles in den höchsten Zweck und einheitlichen Willen zurückkehre, aus dem es entlassen worden und dieser einheitliche Wille Alles in Allem sei." — In den in den Verhandlungen unserer Gesellschaft veröffentlichten Vorträgen des Hrn. Professor Lasson, des heutigen Vortragenden, „Ueber Mechanismus und Teleologie" und „Ueber Zwecke im Universum" Leipzig bei Koschny 1875. 1876 ist auseinandergesetzt dass in jedem Dinge Formen, Zwecke sind

und wie sich ein jedes Ding zur höchsten Form, zum Selbstbewusstsein, zur ursprünglichen Einheit emporschwingt. Aber auch hier ist nicht ausgeführt, wie diese höchste Form sich ihren Inhalt erzeugt, sich die Vielheit macht. — Jedenfalls scheint die Meinung des Hrn. Vortragenden zu sein, dass alle Formen ursprünglich im Absoluten vorhanden sind. Hierbei drängt sich die vom Hrn. Vortragenden unbeantwortet gebliebene Frage nach dem ursprünglichen Inhalt auf, davon dies Formen sind. Denn Formen kann man sich nicht ohne Inhalt denken. Die Erfahrung bestätigt die Behauptung des Hrn. Vortragenden von der Ursprünglichkeit aller Formen nicht, da die Menschen fortwährend neue Formen erfunden haben und erfinden, z. B. die der Strickmaschine, die der constitutionellen Monarchie. Jedenfalls ist diese Ursprünglichkeit der Formen überflüssig, da Gott sich alle Formen erfunden haben kann, grade so, wie die Menschen genau besehen sich alle Formen erfinden. Damit der Mond dem Menschen als Kreisebene erscheine, muss der Mensch sich den Kreis als Linie in der Ebene, welche alle Punkte, welche von einem anderen gleich weit entfernt sind, vereint, erst erdacht haben. Nun denken wir Gott zu uns hinzu, weil wir hierzu genöthigt sind, um uns ohne Widerspruch deutlich zu denken. Wir denken ihn, weil genöthigt, aber das Ueberflüssige zu denken sind wir nicht genöthigt, also nicht genöthigt zu denken, dass in Gott in seinem Urzustande irgend eine Form schon enthalten ist. Folglich kann man sagen, dass in Gott in seinem Urzustande überhaupt gar keine Form enthalten ist. Er stellt als ein selbstbewusstes Wesen, alle einfachen, unauflöslichen Vorstellungsinhalte und zwar einerseits jeden besonders vor, andererseits unterscheidet er jeden von jedem und hiermit ist sein Inhalt, abgesehen von seinem Gefühle, erschöpft. Noch andere Punkte, über welche der Hr. Vortragende sich geäussert hat, zu besprechen, verbietet die Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit.

Herr Essen machte folgende Bemerkungen:

Wenn ich es wage, den schönen und geistvollen Auseinandersetzungen des Herrn Vortragenden gegenüber das Wort zu ergreifen, so geschieht es weniger, um zu widersprechen, als deshalb, weil mir einzelne Uebergänge in den Schlussfolgerungen nicht ganz klar geworden sind. Wenn ich recht verstanden habe, so handelt es sich darum, dass unser Denken vermöge des dasselbe beherrschenden Gesetzes der Identität ein punktuelles ist, während das Objekt ein fliessendes ist. Die Frage ist nun: wie ist das Denken, trotz seiner durchaus diskreten Natur, dennoch im Stande, sich des Fliessenden zu bemächtigen? Mir scheint die einfachste Antwort die zu sein, dass wir das Objekt als ein gesetzmässiges postuliren müssen, und zwar genügt, wie mich dünkt, die mechanische Gesetzmässigkeit vollkommen, ohne dass es nötig sein dürfte, den Zweck-

begriff, dessen Berechtigung ich im übrigen nicht bestreiten will, herbeizuziehen. Der fliessenden Qualität bemächtigen wir uns durch die Skala, oder etwas, was einer Skala analog ist. Das Postulat einer solchen aber ist, dass die etwa vorhandene Ungenauigkeit zur Unerheblichkeit herabsinken kann. Die Dichtigkeit des Wassers lässt sich als Funktion seiner Temperatur ansehen, und zwar wird die Funktion diskontinuirlich bei 0^0 und bei 100^0. Träten nun bei jeder noch so kleinen Veränderung der Variabeln x (der Wärme) beständig solche Sprünge ein, so könnten wir sagen, dass wir überhaupt nicht im Stande wären, über die Temperatur y ein genügendes Urteil zu fällen. Nun aber wird bekanntlich, wenn $\triangle x$ sich der Null nähert, auch $\triangle y$ der Null zustreben, und ich weiss somit, dass ein sehr kleiner Fehler $\triangle x$ einen sehr kleinen Fehler $\triangle y$ zur Folge haben wird. Dies aber ist vollständiges Wissen und kann allein Gegenstand des Wissens sein; dass ich die Temperatur nicht bis in die 1000ste Dezimalstelle bestimmen kann, ist eigentlich nicht allzu tief zu beklagen. Ebenso wird uns der Wechsel der Erscheinungen nur unter der Voraussetzung begreiflich werden, dass wir sie als Vorgänge voraussetzen. Zu einem Vorgange aber, wie ich ihn verstehe, gehört, dass die wechselnden Erscheinungen einem und demselben Substrate angehören, dass ferner diese Erscheinungen durch bestimmte Punkte hindurchgehen, und drittens, dass eine Anzahl solcher Punkte genügt, um den ganzen Vorgang in seinen Hauptpunkten festzulegen. Dies ist das Gesetz der Kausalität. So ist das Schwingen einer Saite, die dadurch erzeugte Wellenbewegung der Luft, die Uebertragung dieser auf das Trommelfell u. s. w. ein einziger Vorgang, dessen Substrat die Atmosphäre und die in ihr befindlichen Körper sind. Indem ich nun die beiden Endpunkte, das Tönen und das Hören aus diesem ganzen Vorgange herausnehme, nenne ich den einen die Ursache, den andern die Wirkung. Und wiederum wird eine Musik und somit ein Urteil über Töne nur dadurch möglich, dass nahe an einander grenzende Töne für einen gelten können. Ich würde also nunmehr die Möglichkeit eines Ergreifens der äussern Welt durch den Geist dahin formuliren: Die äussere Welt ist dadurch für den Geist erkennbar, dass sich die Erscheinungen als kontinuirliche Funktionen von einander verhalten. In der That ist es mein fester Glaube, dass sich die Dinge so verhalten. Die kontinuirliche Transmutation hebt jedes Erkennen auf, sagt der Herr Vortragende sehr treffend in seiner Sprache. Ich würde sagen: Die Diskontinuität in der Transmutation einer abhängigen Variabeln hebt jedes Erkennen auf. Ich kann daher auch nicht ganz beistimmen, wenn der Herr Vortragende zuletzt auf den Dualismus kommt: das wahrhaft Seiende, das allein Erkennbare, der bestimmte Begriff auf der einen Seite, das niemals Seiende und immer

Werdende, der unbestimmte Fluss, der grenzenlose Stoff auf der andern Seite. Dieser Fluss ist aber kein unbestimmter, sondern ist dem Gesetz unterworfen, dass sich in ihm etwa der örtliche Punkt a mit dem Zeitmomente b notwendig begegnet, oder weiter gefasst, dass wenn sein Substrat auf irgend eine Weise als a determinirt ist, es dadurch auch in anderer Hinsicht als b determinirt ist. Diese Verknüpfung $a + b$ ist nun ein festes, jeden Widerspruch von sich abweisendes Urteil, und kann, wie schon gesagt, wohl überhaupt nur der Gegenstand des Wissens sein. Die Dinge lassen sich durch Begriffe erfassen, wie sich die Kurve durch Abscisse und Ordinate bestimmen lässt. Sie geben jedesmal nur einen Punkt der Kurve, aber doch einen wahrhaft wirklichen Punkt der Kurve. Demnach kann ich auch nicht die letzte Schlussfolgerung des Herrn Vortragenden mitmachen, in welcher, wie es scheint, der Zweckbegriff anders als Vermittler herbeigezogen wird, als es Kant gethan hat.

Gestatten Sie mir nun, den Gedanken von der Kontinuität der Funktionen noch ein wenig zu erweitern. Die Flugbahn eines Geschosses würde eine Parabel sein, wenn der Luftwiderstand nicht wäre: durch diesen aber wird sie eine andere, und wir haben hier das Beispiel einer variirten Funktion vor uns. Auch hier aber muss das Gesetz der Kontinuität walten, d. h. es muss sich die letztere Flugbahn durch Verdünnung der Luft der Parabel unendlich nahe bringen lassen. Dadurch wird es möglich, die wirkliche Flugbahn des Geschosses als eine gestörte Parabel anzusehen, sodass also die Parabel, wenn sie auch niemals in Wirklichkeit Flugbahn ist, doch die Grundnorm für alle Flugbahnen ist. So ist denn auch die Mathematik ein System solcher Normen, da es in Wirklichkeit weder eine gerade Linie noch einen Kreis giebt, und wir von keinem Gegenstande mit Gewissheit sagen können, er sei schlechthin einen Meter lang. Wohl aber giebt es Gegenstände, die sich einem Kreise mehr und mehr nähern, und wenn wir nun auch die Variation als kontinuirlich ansehen, so folgt dadurch, dass die Eigenschaften dieser dem Kreise verwandten Figuren den Eigenschaften unserer mathematischen auf Abstraktion beruhenden Kreise mehr und mehr nahe kommen. Dies scheint mir nun die Natur jeder beliebigen Wissenschaft zu sein, der Heilkunde, der Jurisprudenz, der Staatslehre u. s. w., dass sie abstrakte Normen aufstellt, welche niemals wirklich werden, aber doch gleichsam die Gleichgewichtslage sind, um welche die Wirklichkeit schwankt, wie ja auch kein Magnet wirklich nach Norden zeigt, sondern sich in beständigen Schwingungen bewegt, die aber als Axe den magnetischen Meridian haben. Darum bedarf die Wissenschaft einerseits einer Ergänzung und gleichsam Belebung durch die Erfahrung (denn die Dinge sehen in Wirklichkeit doch ziemlich anders aus, als wir sie uns vorstellen, wenn wir vom Katheder

herab von ihnen hören), aber trotzdem ist sie die Königin und Herrscherin, da sie eben die Normalmasse der fliessenden Dinge in ihrem Gewahrsam hat.

Dr. Eugen Dreher entgegnete:

Wenn ich hier nur auf einen Punkt des anregenden Vortrags des geehrten Herrn Redners Bezug nehme, so geschieht dies zunächst aus dem Umstande, weil das vorgeführte Material ein zu reichhaltiges ist, um eine erschöpfende Behandlung den einzelnen Problemen in dem Rahmen einer blossen Entgegnung widmen zu können, ferner aus dem Grunde, weil der eine Punkt, auf dessen Erörterung ich mich einlassen werde, den Kern der Verschiedenheit der Ansichten zwischen dem Herrn Vortragenden und mir ausmacht. Obwohl über die ersten und letzten Fragen des Denkens meiner Ansicht nach so lange gestritten werden wird, so lange der göttliche Funken menschlichen Denkens noch nicht vernichtenden Naturgewalten, die die Welt des Belebten — in unabsehbaren Zeiträumen zwar — mit unerbittlichem Tode bedrohen, anheimgefallen ist, ohne dass eine Einigung oder auch nur eine Convergenz der abweichenden Gedanken erreicht wird, so will ich dennoch hier das schwierigste Problem der Metaphysik, welches der Vortrag behandelte, herausgreifen und meine Stellung zu dieser Frage der des Herrn Prof. Lasson gegenüber klarlegen. Es ist dies die schon im Alterthume, ganz besonders von den Skeptikern behandelte, schwer ins Gewicht fallende Frage: Können wir die Dinge so denken wie sie wirklich sind? — Sie wissen, dass schon die Eleaten, indem sie auf die Vielheit der Erscheinungswelt im Gegensatze zu der „Alleinheit“ des Seienden hinwiesen, diese Erkenntniss in Abrede stellten. Zeno, der Schüler des Parmenides, lieferte so in der Aufstellung bestimmter unendlicher Reihen, die erfahrungsgemäss ihren Abschluss finden, in der Zurückführung der Bewegung auf Ruhe, auf ihren Gegensatz also, Beweise für die sich widersprechende Natur unseres Denkens, die sich sofort documentirt, wenn es sich darum handelt, den Urgrund der Dinge zu erforschen. Die Skeptiker (im engeren Sinne) verfehlten nicht auf die Aussagen der Sinne als Material des Erkennens und Begreifens hinzuweisen, um aus ihnen schon die Unzuverlässigkeit der Erkenntniss herzuleiten. So erklärt Timon: „Ich empfinde etwas als süss, aber ich weiss doch nicht, ob es wirklich süss ist.“ Und Ainesidemos berücksichtigte ferner in seinen „Tropen“ sowohl die naturgemässe Subjectivität des Urtheils, die sich selbst auf die Eigenartigkeit der verschiedenen Sinnesenergien erstreckt, als auch die gegenseitigen Beziehungen, die sich in allen Urtheilen aussprechen, um die Unmöglichkeit einer keinem Irrthume unter-

worfenen Erforschung darzulegen, wozu Agrippa noch das schwerwiegende Argument hinzufügte, dass keine Hypothese, kein Axiom, streng genommen, selbstverständlich sei, sondern dass sie ihrerseits eines Beweises bedürfen. —

Auch in der neueren Philosophie sind unanfechtbare Stützen dem Skepticismus geliefert worden. Ich erinnere hier nur an Hume's Untersuchungen über die objective Berechtigung des Begriffes der Causalität, an Kant's metaphysisch-psychologische Entdeckungen, dass „Raum" und „Zeit" zunächst angeborene „Anschauungsformen" der Psyche sind, deren sie sich bedient, um die Dinge in das Reich ihrer Betrachtung zu ziehen; an die Untersuchungen von Fries über den seelischen Einfluss beim Zustandekommen der Sinneswahrnehmungen, die die Kant'sche Idee in Bezug der angeborenen Anschauungsform des Raumes wesentlich ergänzen und zum Theil auch berichtigen. —

Ferner unterlasse ich es nicht, auf die in der Naturwissenschaft epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Lehre der Sinneswahrnehmungen von Johannes Müller, Herrn v. Helmholtz, Herrn Fechner und Anderen hinzuweisen, auf Entdeckungen also, die einen so hervorragenden Naturforscher wie Herrn v. Helmholtz zu dem Ausspruche veranlassen: „Die Uebereinstimmung zwischen den Gefühlswahrnehmungen und der Aussenwelt beruht also ganz oder wenigstens der Hauptsache nach auf demselben Grunde, auf dem alle unsere Kenntniss der wirklichen Welt beruht, nämlich auf der Erfahrung und der fortdauernden Prüfung ihrer Richtigkeit mittels des Experiments, wie wir es bei jeder Bewegung unseres Körpers vollziehen. Natürlich sind wir jener Uebereinstimmung aber auch nur in so weit versichert, als dieses Mittel der Prüfung reicht, das ist aber gerade so weit, als wir ihrer für praktische Zwecke bedürfen. Jenseits dieser Grenzen, zum Beispiel im Gebiete der Qualitäten, können wir zum Theil die Nichtübereinstimmung bestimmt nachweisen." (Im Schlusswort: „Die neuern Fortschritte in der Theorie des Sehens.") —

Und der Entdecker der Nerven- und Muskelströme, Herr du Bois-Reymond, das ehemalige Haupt des der Naturwissenschaft entsprossenen Materialismus, bekennt sich jetzt zum Skepticismus, weil er von der Widersinnigkeit überzeugt ist, auf Grundlage unseres Denkens die Identität von geistigen Vorgängen und Bewegungsprozessen nachzuweisen. —

Was mich nun anbetrifft, so ist das Schlussergebniss meines Forschens in Bezug der aufgeworfenen Frage: wie weit das Denken der Natur der Dinge entspricht: dass wir zunächst nur causalgemässe Beziehungen in unsere percipirten Vorstellungsbilder, die das Material dem reflectirenden Ich liefern, zu bringen haben, so dass wir die eine Erscheinungsform als die andere ergänzend und

begründet, von vorneherein als für das Denken unzulässig nicht anerkennen darf. —

Dass aber aus der skeptischen Weltanschauung, zu der ich mich bekenne, die der geehrte Herr Vortragende mir nicht gebührend zu würdigen scheint, indem er zu vertrauensvoll, wie seine Auseinandersetzungen darthun, dem Hegel'schen Systeme huldigt, die grössten Entdeckungen gerade auf dem Gebiete der Metaphysik hervorgegangen sind, habe ich in der vorher genannten Abhandlung an der Hand der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaften in gedrängtester Kürze nachgewiesen. —

Zum Schlusse erwiederte Herr Lasson Folgendes.

Den Dank für die nachsichtige Aufnahme, die meine Ausführungen gefunden haben, drücke ich wohl am besten dadurch aus, dass ich mich in meiner Erwiederung so kurz als möglich fasse. Erledigen würden sich alle die erhobenen Einwendungen doch nicht lassen ohne sämmtliche grundlegende Fragen der Wissenschaft zu berühren. Es genügt, dass ich meinen Standpunkt im allgemeinen wahre, das Einzelne anderer Gelegenheit vorbehaltend. Ich werde den Herrn Rednern in umgekehrter Reihenfolge antworten, als sie selbst das Wort ergriffen haben.

Herr Dreher stellt meiner Theorie, dass das Denken die in ihm auftauchenden Widersprüche zu lösen vermöge und zu lösen berufen sei, die Behauptung gegenüber, dass man sich bei der Unerkennbarkeit lediglich zu beruhigen habe. Das Denken könne die Widersprüche nicht lösen, die es selbst erst erzeugt habe; denn in den Dingen sei kein Widerspruch. Durch den Fortgang vom Einzelnen zum Ganzen werde auch nichts erreicht; denn das Ganze sei nur die Summe der Einzelheiten, enthalte also dieselben Widersprüche wie diese. Ich halte diesen Standpunkt für völlig unmöglich. Herr Dreher bekennt sich zu einem dogmatischen Skepticismus, d. h. einem solchen, dessen Begründung kritisch nicht genügend geprüft ist; die Begründung durch Autoritäten wie etwa die des Herrn Dubois-Reymond ist keine. Die Frage, ob wir die Dinge denken können, wie sie sind, ist falsch gestellt; zunächst muss gefragt werden, ob es Dinge überhaupt giebt. Herr Dreher aber weiss nicht allein von vorne herein, dass es Dinge giebt, sondern auch dass sie in sich widerspruchslos sind. Das kann er aber doch nur durch das Denken wissen, und traut er dem Denken hier, so ist kein Grund ersichtlich, warum er dem Denken in anderer Beziehung misstraut. Dass das Ganze nur die Summe der Einzelheiten sei, gilt für das Weltganze am allerwenigsten; ist doch schon das Wasser mehr als die blosse Summe von Sauerstoff und Wasserstoff, der Leib mehr als die Summe von Nerven, Muskeln, Knochen, Geweben, Flüssigkeiten. Der Satz: ich erkenne, dass ich nichts er-

kennen kann, ist in sich widersinnig. Solcher Skepticismus ist überhaupt keine Weltanschauung, sondern macht eine solche unmöglich. Am wenigsten ist die Skepsis, in diesem Sinne genommen, productiv; sie könnte nur zur Mutlosigkeit, zum Aufgeben aller Bemühung um die Wahrheit führen, wie sie es denn auch in ihrer Abneigung gegen alle Metaphysik und in ihrer Verhärtung in den ungeprüften Voraussetzungen der modernen Naturwissenschaft thatsächlich thut. Solchen Ansichten gegenüber glaube ich im vollen Rechte zu sein, wenn ich behaupte, dass das Denken sich bei ungelösten Widersprüchen nicht beruhigen darf, sondern die Zuversicht haben muss, durch rastlos weitergehende Arbeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortschreitend sich vom Widerspruch befreien zu können.

Mit Herrn Essen befinde ich mich im Grunde in voller Übereinstimmung. Wenn derselbe am Beispiel quantitativer Verhältnisse ausführt, dass das Denken in seinen Objecten Stetigkeit und Gesetzmässigkeit fordert und aufzeigt, und dass andererseits die Realität doch immer nur ein Nahekommen an diese gedankenmässigen Grundnormen und nirgends eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Gesetze, dem Begriffe erreicht, so hat er damit meine Ausführungen in einer mir erwünschten Weise erläutert. Nur der Ansicht von der angeblichen Unerheblichkeit der Abweichungen von dem Gesetze könnte ich nicht beistimmen. Praktisch, für unsere Beherrschung der Natur, kann man von Unerheblichkeit sprechen; für das Erkennen liegt gerade in diesem Unerheblichen der Widerspruch, dass der Begriff, der zur Herrschaft bestimmt ist, sich doch das Begriffswidrige muss gefallen lassen, und dafür, meine ich, müsste gerade Herrn Essen mein Erklärungsversuch wohl annehmbar erscheinen.

Herr Kahle, der immer gleich auf das Ganze des Systems geht, hat über alles andere eher gesprochen als über den Satz vom Widerspruch. Seine sehr interessanten Ausführungen, die zu dem uns heute beschäftigenden Gegenstand nur eine entfernte Beziehung haben, darf ich deshalb auf sich beruhen lassen. Nur gegen die von Herrn Kahle angewendete Methode möchte ich mein Bedenken äussern. Es scheint mir aussichtslos, den Prozess des menschlichen Denkens dadurch erläutern zu wollen, dass man auf das Wissen, das Denken und Wollen eines absoluten Geistes recurrirt. Und andererseits scheint Herrn Kahle's Verfahren, die Genesis unserer Raum- und Zeitvorstellung zu erklären, darin zu bestehen, dass er die fertige Vorstellung immer schon voraussetzt und sie implicite immer schon in seinen erläuternden Formeln mitsetzt. Anderes was er vorbringt werde ich im Folgenden implicite berühren.

Herrn v. Heydebreck gegenüber muss ich zunächst daran festhalten, dass das positive Urteil als solches ein negatives Urteil negiert und nur in diesem Negieren seine Bedeutung erlangt. Denn

wer urteilt, der bestimmt; bestimmen aber kann man nicht, ohne zu begrenzen, zu unterscheiden und auszuschliessen. Im übrigen werden sich die Ausführungen des Herrn Redners, die den eigentlichen Kern des Problems betreffen, nicht so leicht abmachen lassen. Einige erläuternde Bemerkungen werde ich gleichwohl versuchen.

Davon kann gar nicht die Rede sein, dass der Widerspruch aus dem Denken verbannt und in den Gegenstand verlegt würde. Dass der Widerspruch real vorkommt, mindestens im Denken vorkommt, ist die erste Voraussetzung, wo, wie heute bei uns, über den Satz vom Widerspruche verhandelt wird. Auch dass er nicht vorkommen sollte, wird nicht sagen, wer die Natur des Denkens erwägt. Vielmehr, er muss vorkommen, mindestens im Denken vorkommen, wenn das Denken überhaupt von statten gehen soll. Aber ebenso gewiss ist auch, dass der Widerspruch nicht bleiben kann, dass er aufgehoben werden muss, wenn das Denken sein Ziel erreichen soll, nämlich Erkenntniss der Wahrheit, und eben diese fortschreitende Befreiung vom Widerspruch ist das wesentlichste Element im Prozesse des Denkens. Widerspruchsfrei zu sein, ist das Ideal für das Denken; das reelle Denken ist mit dem Widerspruch behaftet, und zwar nicht bloss ausnahmsweise, sondern durchgängig. Sonst wäre das Denken fertig und abgeschlossen und hätte sein Ziel erreicht; denn widerspruchsfrei zu sein ist das Kennzeichen der Wahrheit. Damit ist denn auch zugegeben, dass im wahrhaft Seienden kein Widerspruch ist, und sofern dieses als das eigentliche Object des Denkens gesetzt wird, ist also der Widerspruch im Denken und nicht im Objekt. Aber nun, scheint mir, begeht Herr v. Heydebreck einen Quaternio und schiebt statt dieses wahrhaft Seienden den Begriff Gegenstand unter und zwar Gegenstand in dem engeren Sinne, dass von ihm nicht das Denken, sondern nur die sinnliche Wahrnehmung Zeugniss gebe. Welchen Anlass oder welche Berechtigung haben wir, solchen Gegenstand als widerspruchsfrei zu setzen? Gerade Herr v. Heydebreck wird doch am wenigsten geneigt sein, den Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung für das wahrhaft Seiende selber zu halten. Weil das wahrhaft Seiende notwendig widerspruchsfrei ist, deshalb kann man doch nicht behaupten, dass auch das Existirende widerspruchsfrei sein müsse, oder dass das was einen Widerspruch enthält nicht existieren könne; denn offenbar ist doch das Existierende nicht als solches schon das wahrhaft Seiende. Es existiert ja auch der Irrtum und die Confusion, das Monstrum und die Verkehrtheit überhaupt. Was einen Widerspruch enthält, dem muss man wohl das wahrhafte Sein, aber man kann ihm nicht das Sein überhaupt, nicht das Dasein, noch die Existenz oder die Realität absprechen. Unter diesem Gesichtspunkte wird die Behauptung ihr Recht behalten, dass die zeitlich räumliche Welt zwar nicht die wahrhaft seiende Welt sei, aber doch ein Sein überhaupt ihr nicht bestritten

werden könne. Das Widersprechende zu denken ist nicht unmöglich, wie Herr v. Heydebreck meint; wäre es das, wie könnte es einen Satz vom Widerspruche geben oder über diesen Satz denkend verhandelt werden? Aber allerdings, das ist ganz richtig: wäre das Denken von vorn herein an seinem Ziel, so gäbe es in ihm keinen Widerspruch und auch das Object wäre widerspruchslos. Aber das Denken ist ein Process und hat einen langen Weg, um zum Ziele zu kommen; und so beginnt es im Widerspruch und ist auch sein Object widerspruchsvoll. Denn das Object ist ja nichts dem Denken gegenüber Selbstständiges, sondern ist Object nur in seiner Beziehung auf das Denken, nur als Gedachtes. Das Wahrgenommene, Angeschaute, Vorgestellte ist widerspruchsvoll; so überkommt das Denken sein Object, und das ist die Arbeit des denkenden Geistes, diesen Widerspruch in seinem Object zu tilgen. Wie das Bewusstsein selber, so ändert sich auch sein Object; in demselben Maasse wie das Denken wird auch das Object vom Widerspruch frei.

Wer das Werden leugnen wollte, weil es voller Antinomieen ist, der müsste auch das Denken leugnen; denn das Denken selber ist ein zeitlicher Process. Nun lässt sich aber alles leugnen, nur das Denken nicht und die in ihm gesetzte Notwendigkeit. Ein Werden anzunehmen zwingt also die Notwendigkeit des Denkens, und es beruht nicht blos auf dem „instinctmässigen Glauben der sinnlichen Ueberzeugung." Damit haben wir denn in der That ausser dem wahrhaft Seienden noch anderes beziehungsweise Seiendes, dem das Entstehen und Vergehen, ein nur teilweises und bedingtes, endliches Sein zukommt, neben dem widerspruchsfreien ein mit dem Widerspruch behaftetes Seiendes, jenes als das Ziel, dieses als den Weg zum Ziele, und dieses beides nicht ausser einander, sondern das relative und bedingte Sein durch das absolute und unbedingte Sein bestimmt und im Sein erhalten, während es sonst allerdings in nichts zerfallen müsste. Wie das wahrhaft Seiende als Discretes, Beharrendes, als Begriff sich im Werdenden offenbart und bethätigt, dies habe ich nur im allgemeinen andeuten, nicht im einzelnen ausdeuten können; das bildet die Aufgabe der Metaphysik, und ich habe nur die logische Seite der Sache näher ins Auge fassen wollen, allerdings mit der Absicht, die Metaphysik vorzubereiten und einige Grundlagen für dieselbe aufzuzeigen. Aber das kann ich schon hier sagen: ein gleichwertiges Sein des Bedingten und des Bedingenden ist in keinem Sinne zuzugeben. Die Begriffe, die als formende Mächte das Werdende beherrschen und gestalten, haben offenbar ein höheres Sein und stehen dem wahrhaft Seienden näher als das durch sie Beherrschte und Gestaltete.

Das räumlich Continuierliche als Werdendes zu bezeichnen würde ich kein Bedenken tragen; denn solche Continuität ist nur als ein sich stetig in der Bewegung Erzeugendes denkbar. Dass das Werdende in jedem fixierten Momente eine fixierte Bestimmtheit

haben müsste, ist freilich selbstverständlich: Herr v. Heydebreck übersieht nur, dass dieser fixierte Moment sich nicht aufzeigen lässt, weil die Zeit fliesst. Wer den unteilbaren Moment der Zeit festhalten könnte, der hätte in der That das Daseiende vom Widerspruch befreit; dass das nicht angeht, das ist eben das Problem. Im unteilbaren Momente wäre der Körper allerdings nur an einem Orte; aber solch ein unteilbarer Moment existiert nicht. Das habe ich selber ausgeführt, dass alle Möglichkeit der Erfahrung und Erkenntniss auf der Fixierbarkeit bestimmter Grenzen beruht mit einer Gesetzmässigkeit der Beziehungen, der sich die Realität ins unendliche annähert; aber das ist nun eben die Schwierigkeit, dass die Realität sich mit solch begrifflicher Bestimmtheit doch nicht völlig deckt, sondern sich ihr nur annähert, weil im Werden jede Bestimmtheit stetig wieder aufgehoben wird und der Moment nicht gefunden wird, wo sie vorhanden ist. Darin liegt die Unlösbarkeit der Aufgabe, und nicht erst in dem der Vernunft einwohnenden Zwange, über alles Einzelne zur Totalität hinauszugehen.

Der Kantianer schiebt nun die Schuld auf die Formen des Denkens, die zwar für den Hausbedarf ganz „brauchbar“ und sogar unentbehrlich seien, deren rein subjective, dem an sich Seienden nicht angemessene Natur aber zum Vorschein komme, sobald das Denken, wozu es sich doch gezwungen sehe, über die Gegenstände einer möglichen Erfahrung zum Unbedingten hinausgehe. Ich von meinem Standpunkte aus muss das für einen nicht leicht haltbaren Gedankengang halten, der nur daraus erklärlich wird, dass man an dem auf der Gewohnheit des sinnlichen Bewusstseins beruhenden Trugbilde eines An - sich - Seienden festhält, welches dem Gedanken ganz fremd und gleichgültig gegenübersteht und an welches das Denken nur von aussen heranzukommen sucht. Dem gegenüber muss auf das Entschiedenste betont werden, dass wir was wir haben durch das Denken haben und auf andere Weise gar nichts haben können. Der Kantianer spricht von einem Rohstoff, den die Empfindung liefert, und der erst nachträglich durch die auf ihn angewendeten Formen der Anschauung und des Verstandes zu einer Erfahrung geformt wird. Dieser durch blosse Receptivität gelieferte Stoff vor aller Formung ist das Rätsel aller Rätsel. Wissen können wir nur von dem, was die Form der Anschauung und des Verstandes schon trägt; was diesen Formen vorausliegt, davon kann man wohl versuchen in Worten zu reden, aber die Worte haben dann keinen Sinn. Es der productiven Thätigkeit vorauszusetzen, ist wider alle Erfahrung; denn es ist selbstverständlich, dass das schlechthin Formlose nicht erfahren werden kann. Die Erfahrung hervorgehen zu lassen aus der Bearbeitung eines Unerfahrbaren, ist ganz abenteuerlich; wovon sich nichts sagen und was sich nicht denken lässt, dass kann kein Moment im Processe der Erkenntniss bilden. Wenn also zu den Kennzeichen des Gegenstandes der Er-

fahrung auch das gezählt wird, dass ein solches blos receptives Vermögen für die Gewinnung des Stoffes vorausgesetzt wird, so giebt es überhaupt keine mögliche Erfahrung; denn solche blosse Receptivität ist nicht nachweisbar und nicht denkbar. Der Empfindungsstoff, unkritisch aus der Vorstellungsweise des gemeinen Bewusstseins herübergenommen, ist das eigentliche Missverständniss alles subjectiven Idealismus; in ihm spukt schon das ganze Ding - an - sich herum, dieses seltsame Gebilde der Reflexion, ein wahrhaft Seiendes, welches gedacht wird als das, was dem Gedanken völlig und ewig fremd bleibt. Ein solches rein äusserliches und undenkbares Seiendes giebt es nicht, eben weil es undenkbar ist. Was die Formen des Denkens nicht trägt, das hat keine Möglichkeit des Seins; das notwendig zu Denkende ist das notwendig Seiende. Diese Consequenz wird auch Herrn v. Heydebreck nicht fremd sein, der doch selbst das reine Denken als letzte Instanz theoretischer Überzeugung bezeichnet. Damit verträgt sich aber kaum die Anschauung, dass die Form des Denkens bloss subjectiv und dem an sich Seienden fremd sei, und noch weniger die, dass die Schuld der unentwirrbaren Antinomieen an dem Denken liege und nicht an seinen Objecten.

Selbstverständlich kann ich also die Kantischen Gesichtspunkte nicht für die angemessenen halten; weder der subjective Idealismus noch die etwaigen Elemente von realistischer Art, wie sie sich bei Kant finden, können von einem wahrhaft kritischen Standpunkte aus gebilligt werden. Ohne Zweifel existiert die räumlich-zeitliche Welt. Nur ist ihre Existenz weit eher als ein Sein ein durch die Macht des Begriffes gezügeltes und beherrschtes Werden, in welchem die begriffliche Bestimmtheit in stetem Kampfe liegt mit dem Streben ins Unbestimmte, und das durch und durch teleologisch für den fortschreitenden Sieg der idealen Mächte den Schauplatz abgiebt. Diese Existenz ist ferner kein reines An - sich - sein in der Weise wie das gemeine Bewusstsein sich das Ding der Wahrnehmung, den Gegenstand der Anschauung gegenüberstellt: solche Art des gedankenlosen Daseins giebt es überhaupt nicht. Existenz hat die Welt nur als Object des Denkens und Wollens, aber freilich nicht des Denkens und Wollens endlicher Geister, die vielmehr nur das Vorgedachte nachdenken und das Vorgewollte nachwollen können. Das wahrhaft Seiende ist das denkende und wollende Absolute, das als schöpferischer Grund das Werden setzt und sich in ihm als beherrschende Macht offenbart, und im Vergleich zu diesem wahrhaft Seienden und den ideellen Mächten, die seine Offenbarungsträger sind, hat alles andere nur ein bedingtes und endliches Sein. Die Wertstufen des Existierenden in seiner Beziehung auf den höchsten Zweck alles Werdens sind ebensoviele Stufen der Seinsfülle und der Wahrheit. —

Vielleicht ist es mir gelungen, in diesen Ausführungen den einen oder anderen Punkt, der Bedenken erregt hat, näher zu er-

läutern und annehmbarer zu machen. Jedenfalls bin ich meinen Herren Gegnern für ihre Einwendungen dankbar und werde sie weiter bei mir erwägen. Auf das in Anregung gebrachte Verhältnis der von mir vorgetragenen Anschauungen zu Plato, Aristoteles, Hegel gehe ich nicht näher ein. Selten trägt es zum Verständnis bei, wenn man historische Ausführungen in dogmatische Darlegungen einmischt. Der Spätere wird immer die Frage an einem anderen Punkte aufnehmen als der Frühere es gethan hat; mit dem veränderten Begriffsmaterial wird auch die Fragestellung von vorne herein eine andere werden müssen. Die historische und individuele Besonderheit darf über der Gemeinschaft alles menschlichen Denkens nicht ausser Augen gelassen werden; es kann deshalb, wie gerade die gegenwärtig herrschende Manier der Behandlung der erkenntnistheoretischen Probleme unter Anknüpfung an die Kantischen Erörterungen auch in ihrer Zufälligkeit beweist, die Anlehnung an eine bestimmte historische Gestalt geradezu etwas Verwirrendes haben. Aber das eine muss ich doch bemerken, weil Herr v. Heydebreck darauf zu sprechen gekommen ist. Ich habe mich von Hegel nicht losgesagt, schon deshalb nicht, weil ich mich nie mit seinen Anschauungen solidarisch erklärt habe. Aber es würde mich sehr freuen, wenn jemand urteilen könnte, dass ich dem, was Hegel beabsichtigt, aber nicht zu befriedigender Ausführung gebracht hat, eine haltbarere Form und Fassung gegeben habe. Wenigstens ist dies das Ziel gewesen, dem ich zugestrebt habe.

Verlag von **C. E. M. Pfeffer (R. Stricker)** in **Halle a/d. S.**

Philosophische Vorträge

herausgegeben

von der

Philosophischen Gesellschaft zu Berlin.

Neue Folge.

In Serien zu je 6 Heften.

Serien-Ausgabe: Bei Subscription auf 6 aufeinanderfolgende Hefte einer Serie à Heft M. 0,90.

Einzel-Ausgabe: Bei Einzel-Bezug à Heft M. 1,20.

Die **„Philosophischen Vorträge"** erscheinen jährlich in 6 Heften welche eine Serie bilden.

Es liegen vor:

I. Serie:

Heft 1. **Frederichs,** Prof. Dr., Ueber das realistische Princip der Autorität als der Grundlage des Rechts und der Moral.

Heft 2. **Michelet,** Prof. Dr., Herbert Spencer's System der Philosophie und sein Verhältniss zur deutschen Philosophie. — **Rau,** Rector, Ueber das Princip des Schönen in der Kunst.

Heft 3. **Lasson,** Prof. Dr., Die Entwickelung des religiösen Bewusstseins der Menschheit nach E. v. Hartmann.

Heft 4. **v Kirchmann,** Präsident, Ueber die Anwendbarkeit der mathematischen Methode auf die Philosophie.

Heft 5. **Kahle,** Gerichts-Assessor a. D., A. Lasson's System der Rechtsphilosophie in seinen Grundzügen beurtheilt.

Heft 6. **Focke,** Dr., Ueber das Wesen der Seele.

II. Serie:

Heft 7. **Dreher,** Dr. Eugen, Ueber den Zusammenhang der Naturkräfte.

Heft 8. **Michelis,** Prof. Dr., Ueber die Bedeutung des Neuplatonismus für die Entwickelung der christlichen Speculation. — **Heydebreck,** Dr. A. v., Ueber den Begriff der unbewussten Vorstellung.

Heft 9. **Lasson,** Prof. Dr. und **Meineke,** Stadtgerichtsrath a. D., J. H. v. Kirchmann als Philosoph.

Heft 10. **Lasson** Prof. Dr., Der Satz vom Widerspruch.

In Vorberitung befindet sich:

Heft 11. **Runze,** Lic. Dr. **G.,** Die Bedeutung der Sprache für das wissenschaftliche Erkennen.

Obige Vorträge bieten nicht blos die Darstellung eines einzelnen Mannes über eine philosophische Frage, sondern zugleich eine daran sich schliessende Diskussion anderer Männer, welche sehr verschiedenen Richtungen zugethan sind. Der Leser ist somit in den Stand gesetzt, die Stärke und Schwäche der einzelnen Richtungen zu erkennen und sich selbst ein klares Urtheil zu bilden.